
Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2 2019 (32. Jahrgang)

30 Jahre BIOS

Ein Reader mit Beiträgen zum Wiederlesen

Bettina Dausien, Johannes Huinink, Almut Leh und Alexander von Plato

Vorwort3

Selma Leydesdorff

Das gebrochene Schweigen.

Lebensgeschichten von Überlebenden des jüdischen Proletariats in Amsterdam7

Dan Bar-On

Moral und unterschwelliges Streben nach Macht.

Interview mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn17

Wolfram Fischer

Wie man sein Leben erlebt.

Zur Sinnstruktur biographischer Ereignisse und Handlungen30

Pierre Bourdieu

Die biographische Illusion41

Eckart Liebau

Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre48

Lutz Niethammer

Kommentar zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion55

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame

„Was du ererbt von deinen Vätern ...“

Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen58

<i>Monika Wohlrab-Sahr</i> Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte	84
<i>Hans-Christoph Koller</i> Biographie als rhetorisches Konstrukt	103
<i>Gabriele Rosenthal</i> Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen. Zur Frage: was wird gerne und leicht erzählt.....	116
<i>Armin Nassehi</i> Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht.....	136
<i>Charlotte Heinritz</i> Das Kind in der autobiographischen Kindheitserinnerung.....	155
<i>Oliver Sill</i> „Über den Zaun geblickt“. Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung	175
<i>Jürgen Straub</i> Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit. Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“	190
<i>Albrecht Lehmann</i> Wald als „Lebensstichwort“. Zur biographischen Bedeutung der Landschaft des Naturerlebnisses und des Naturbewusstseins.....	218
<i>Mark Roseman</i> Erinnern und Überleben. Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden.....	230
<i>Almut Leh</i> Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung	247
<i>Alexander von Plato</i> Zeitzeugen und die historische Zunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft.....	259
<i>Harald Welzer</i> Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung.....	284
<i>Udo Kelle</i> Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Biographie- und Lebenslaufforschung	297
<i>Martin Schmeiser</i> Vom „statistischen Kleingemälde“ zur „Lebensgeschichte“. Die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufforschung in der frühen deutschen Soziologie	324

Das gebrochene Schweigen

Lebensgeschichten von Überlebenden des jüdischen Proletariats in
Amsterdam

Selma Leydesdorff

[BIOS 1 (1988), Heft 2, 17-26]

Augenzeugenberichte als historische Quelle¹

Obwohl allgemein davon ausgegangen wird, dass Augenzeugenberichte in der Interaktion von Interviewtem und Interviewer gemeinsam produziert werden und ihr historischer Gehalt daher sorgfältig zu überprüfen sei, sind solche Quellen manchmal die einzigen, die dem Historiker zur Verfügung stehen. Sie können zudem ganz neue Aspekte vermitteln, etwa Erfahrungen aus einer bestimmten Epoche. Dies trifft auf die Erforschung der jüdischen Vergangenheit zu, deren Geschichte unter Trauer vergraben ist und die verschleiert ist durch die Sehnsucht der Interviewten nach den guten alten Zeiten, die vor dem Einbruch des Bösen liegen.²

Oral History war zudem von Anfang an eine der Hauptquellen der Geschichtsschreibung des Holocaust. Es war eines der wichtigsten Anliegen der Nazis, alle Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen, und obgleich es Historikern trotz der Verschleierungen der Nazis mittlerweile gelungen ist, die Beweise der Verbrechen in Eisenbahn-Fahrplänen und anderen indirekten Quellen aufzuzeigen,³ bleiben die Geschichten der Überlebenden dennoch die Hauptquelle. Nur sie können einen Eindruck vom tagtäglichen Leiden und von der Stärke derer vermitteln, die gegen den Entpersonalisierungsprozess ankämpften.⁴

Die Praxis von Gerichtsverfahren

In vielen Kriegsverbrecher-Prozessen wurden Zeugenaussagen über diese Leiden als „subjektiv“ oder „voreingenommen“ entwertet. Die Anwälte von Kriegsverbrechern

1 Der Beitrag beruht auf meiner Untersuchung über das jüdische Proletariat in Amsterdam vor 1940, vgl. Leydesdorff (1987).

2 Zur Analyse der Nostalgie vgl. Leydesdorff (1986).

3 Vgl. die hervorragende Arbeit von Raul Hilberg, die zeigt, dass sogar Eisenbahn-Fahrpläne das Udenkbare verraten: Hilberg (1985).

4 Bettelheim (1952); zum Problem der Entpersonalisierung im späteren Leben vgl. auch Kestenberg (1982); eine bewegende Darstellung über die Problematik von Interviews mit Überlebenden in Bravo/Jalla (1985).

pfliegten Leuten die unverschämtesten Fragen zu stellen, die versuchten, ihrem zerstörten Gedächtnis Worte für Ereignisse abzurufen, die in keine Sprache mehr passen. Sie konnten keine Sätze für jene Tage und Monate finden, in denen die einzige Überlebenschance darin bestand, zu vergessen, dass es eine Welt voller Güte, Wärme und Schönheit gibt. Ein bleibendes Beispiel eindrucksvoller Stärke und mutiger Sprachfähigkeit findet sich im Werk Victor Frankls.

Die Überlebenden der Shoah wurden in den Kriegsverbrecher-Verfahren wegen ihrer widersprüchlichen Aussagen in unerträglicher Weise missachtet. Sie machten widersprüchliche Angaben zum Verhalten von Angeklagten, über die Art und Weise, wie Menschen getötet worden waren, oder sie verwechselten die Gesichter ihrer Folterer. Dies kann jedoch nicht den Zeugen angelastet werden, sondern der besonderen Beweisführung (eine rechtliche Konstruktion in großem Zeitabstand) der Anwälte der Kriegsverbrecher. Diese bestehen auf genauen Tatsachenfeststellungen. Dabei lassen sie außer Acht, dass im konkreten Erinnerungsprozess „Tatsachen“ in Lebensgeschichten eingelagert sind. Tatsachen sind Teil einer Geschichte und sind deshalb nicht weniger wahr, auch wenn ein Anwalt dies gern so annehmen würde. Der Gerichtsfall ist ja auch nur eine besondere Geschichte: eine Geschichte in der Sprache des juristischen Diskurses.

Die Praxis von Zeugenbefragungen in Verhandlungen über Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurzelt einmal in einer Prozessverfahrensordnung, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg institutionalisiert wurde; weiter spiegelt sie die Art wider, in der verschiedene Forschungsinstitute über Kriegsverbrechen arbeiten, und schließlich geht sie allgemein auf Verfahren der Geschichtsschreibung zurück, die in der Vergangenheit gezwungen war, auf diese Weise überhaupt die Existenz verleugneter Verbrechen zu beweisen. Doch nun wendet sich die Methode gegen sich selbst.⁵ Bei den Augenzeugenberichten geht es auch um den tiefen Wunsch der Überlebenden, die Welt zu informieren und zu warnen, wie dies in den bewegenden Aussagen eines Primo Levi (1975) deutlich wird.

Sie sind auf der Suche nach den Ursachen der Zerstörung menschlichen Verhaltens und wollen herausfinden, weshalb der menschliche Geist von Gräueltaten angezogen werden kann. Allerdings wurden beweiskräftige Augenzeugenberichte auch für andere Zwecke benutzt, so etwa für die antifaschistische Rhetorik der DDR – oder, um nicht bei Deutschland zu bleiben, für die Streichung von Frankreichs Vichy-Vergangenheit im kollektiven Gedächtnis des nationalen französischen Kampfes.⁶

5 Ich war überrascht, dass die meisten Arbeiten über den Holocaust oder die Vernichtungslager Interviews als Quelle benutzen, aber es gibt kaum Studien über die methodische Verwendung der Interviews. Ein wichtiger Beitrag ist Cereja/Mantelli (1986). Grundsätzliche Fragen der Geschichtsschreibung des Holocaust und besonders der Gebrauch von mündlichen Quellen werden hier diskutiert. Ein interessanter Versuch einer anderen Arbeitsweise findet sich in einigen Artikeln des 1986 erschienenen Sonderheftes „L'illusion Biographique“ der Actes de la Recherches en Sciences Sociales, 12, No. 62/63.

6 Rousso (1987); er zeigt auf, wie viele Gruppen sich auf den Krieg beziehen und dabei die enorme Spaltung in Frankreich während der Naziokkupation vernachlässigen. Zum Stellenwert des Holocaust in verschiedenen Nationalgeschichten vgl. Dawidowicz (1981).

Moral und unterschwelliges Streben nach Macht

Interview mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn

Dan Bar-On

[BIOS 1 (1988), Heft 2, 59-71]

Überlebende, Zeugen und Täter von Auschwitz und anderen Orten der Nazi-Verfolgung und des Vernichtungsprozesses haben unterschiedliche Normalisierungsstrategien entwickelt, die Teil ihrer Bemühungen sind, nach dem Holocaust zu einem normalen Leben zurückzufinden (Rosenthal 1988: 198). Während viele Überlebende mit psychischen Nachwirkungen von extremer Hilflosigkeit und „Überlebensschuld“ (Kestenbergs 1972) zu kämpfen haben, haben sich die Täter ein moralisches Ich aufgebaut, um die „direkte Schuld“ an ihren grausamen Taten während des Holocaust zu bewältigen. Auch Zeugen, die diese Grausamkeiten nicht begangen haben, zeigen – obwohl sie keine moralische Verantwortlichkeit haben – ebenso das Bedürfnis, die eigene Hilflosigkeit und Untätigkeit während dieser Zeit zu normalisieren (Bar-On 1989a).

Die bei den Überlebenden des Holocaust am meisten zu beobachtenden Normalisierungsstrategien sind völliges Schweigen oder die zwanghafte Beschreibung des Erlebten (Davidson 1980). Beide Strategien hatten ähnliche Auswirkungen auf die Kinder, sie führten zur Errichtung einer emotionalen „doppelten Mauer“ zwischen den Generationen. Selbst wenn es einer Seite gelang, ein „Fenster“ in der Mauer zu öffnen, stieß sie meist auf die emotionale Mauer der anderen. Damit wurde das Bedürfnis nach Normalisierung an die nächste Generation weitergegeben (Bar-On 1986).

Ein ähnliches Abblocken haben wir bei Tätern und Zeugen des Holocaust feststellen können (Bar-On/Charny 1988). Auch hier führte das Schweigen der Eltern zum Aufbau einer „doppelten Mauer“ bei den Kindern. Unter den 49 von uns befragten Kindern von Tätern und Zeugen des Vernichtungsprozesses gab es nur zwei Fälle, bei denen ein „gegenseitiges Öffnen der Fenster“ gelang. Beide Male führte dies zum Nervenzusammenbruch der betroffenen Elternteile (einem Täter und einem Zeugen).

In der vorliegenden Arbeit¹ wird anhand von Interviews mit einem Zeugen – einem deutschen Arzt in Auschwitz – und dessen Sohn die Verwendung derartiger Normalisierungsstrategien analysiert. Für den Arzt bestanden keine äußerlichen Gefahren, die ihn zum Gebrauch von Normalisierungsstrategien nötigten. Er war vor 40 Jahren im

1 Dieser Artikel basiert auf einer von 1985 bis 1988 durchgeführten Untersuchung, die von anonymer deutscher Seite, vom JDC-Israel und von der Internationalen Konferenz für Holocaust und Genozid, Jerusalem unterstützt wurde. Ich möchte mich bei Frau Dr. Gabriele Rosenthal für ihre hilfreichen Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Manuskripts, bei Herrn Z. Templer und Frau Antje Schaefer für die Übersetzung sowie bei Frau Tzilla Barneis für die Niederschrift der Interviews bedanken.

polnischen Auschwitz-Prozess wegen seiner Bemühungen, KZ-Häftlinge zu retten, rehabilitiert worden und hatte seine frühere Tätigkeit als Dorfarzt gleich nach seiner Freilassung wieder aufgenommen. Da er als der einzige deutsche Arzt bekannt geworden war, der seinen moralischen Prinzipien gefolgt war, indem er die Teilnahme am Selektionsprozess in Auschwitz verweigerte, gab es für ihn keinen ersichtlichen objektiven Grund, etwas zu verschweigen.²

Interview mit Ernst B., dem Arzt (74 Jahre alt)

Das Interview mit Ernst B. begann mit dem Bericht einiger Kindheitserinnerungen, des Weiteren erzählte er von seinem Medizinstudium. Er berichtete von der seit den späten dreißiger Jahren bestehenden Aufforderung, als Medizinstudent der NSDAP beizutreten, welcher er trotz der ablehnenden Einstellung seiner Eltern zu den Nazis nachkam. Nach Abschluss seines Studiums heiratete er eine junge Ärztin, und beide beschlossen, als zum Fronteinsatz alternativen Dienst am Vaterland in eine unterentwickelte, ländliche Gegend im Süden Bayerns zu ziehen:

Es war keine gute Sache, aber ich war nicht frustriert. Im Gegenteil. Ich war begeistert, man konnte sehr viel machen. Ich wohnte in dem Haus des Praxisinhabers. Der war beim Militär, seine Frau war da. Die Frau war sauer, weil ihr Mann als Alter beim Militär war, und der Junge kam nicht dran. In dieser Weise war es recht unerquicklich.

Doch dieser Entschluss hielt nicht lange an. 1941 trieb ihn das plötzliche Bedürfnis, etwas für das Vaterland zu tun:

Und da kam nun auch ein Sinneswandel in mir auf. Also früher, da kann ich nicht sagen, daß ich ein Pazifist war. Bestimmt keine Ambitionen zum Militär oder so wie ... Ich kam selber innerlich fest zur Überzeugung, Du gehörst raus. Trotzdem, daß ich verheiratet war, trotzdem ein Kind da war. Es war einfach Psychose oder Massenhysterie, die ersten zwei Kriegsjahre. Ich dachte, ich muß hier raus. Nach einem Jahr habe ich mit allen möglichen Mitteln versucht, an die Front zu kommen. Mit viel Unterstützung von allen, die Interesse hatten, daß ich rauskam. Es war einfach nicht möglich, da ich von viel zu viel Institutionen festgehalten war, bürokratisch unabhkömmlich. Es waren drei Bezirksämter, die unglücklicherweise da zusammenkamen, und noch die Ärztekammer dazu.

In diesem kurzen Abschnitt spielen sich verschiedene Dinge ab. Herr B. berichtet offen und ehrlich von seinem plötzlichen Drang, das Dorf zu verlassen und „an die Front zu gehen“. Gut in seine Berichterstattung integriert, führt er aus heutiger Perspektive diesen Drang auf eine Art „Massenpsychose“ zurück, womit er uns sorgfältig auf die kommenden Ereignisse vorbereitet.

2 Ich habe diesen Arzt (74) und seinen ältesten Sohn (44) in ihren jeweiligen Wohnungen im Herbst 1985 interviewt. Ein Kollege hatte mich an den Arzt verwiesen, um über ihn an seine Kinder zu gelangen. Ich habe mich als israelischer Wissenschaftler vorgestellt, der eine Forschungsarbeit über „Familienerinnerungen aus dem Dritten Reich“ durchführt. Die Gespräche wurden auf Deutsch geführt, auf Tonband aufgenommen, niedergeschrieben und in englischer Übersetzung veröffentlicht (Bar-On 1989b).

Wie man sein Leben erlebt

Zur Sinnstruktur biographischer Ereignisse und Handlungen¹

Wolfram Fischer

[*BIOS 2 (1989), Heft 1, 3-13*]

Was jeder weiß, macht keinen heiß. Jeder erlebt sein Leben und weiß irgendwie darum, was also interessiert den Soziologen an dieser Banalität? Es ist die Vermutung, dass man auf alltäglich verborgene Zusammenhänge stößt, wenn man nachkonstruiert, wie dies genauer vor sich geht. Eine solche Nachkonstruktion eines erlebten Lebens wird hier entlang dreier ausgewählter biographisch relevanter Ereignisse versucht, und ich komme zur Sache.

Die Sache sei: *Ein Mann geht durch Zürich*. Das ist nicht nur vorstellbar, es fällt auch in die Selbsterfahrungsreichweite des durchschnittlichen Kongressteilnehmers des Soziologentags 1988 in Zürich. Es ist etwas, das Sie alle mehr oder weniger dieser Tage selbst getan und erlebt haben, und es trifft auch dann auf Sie zu, wenn Sie kein Mann sein sollten und auch sonst etwas anderes erlebt haben sollten als jener. Das ist in gewisser Weise ja auch Thema – Ihr Erleben – und sei es in Zürich, aber darüber kann ich nicht genauer sprechen, über meines will ich nicht, also versuch ich's mit jenem Mann. Damit überspiele ich schon gleich zu Anfang des Beitrags ein fundamentales methodisches Problem des Fremdverstehens von Erleben, denn für Dritte steht in fetten Lettern „NO ENTRY“ am Tor des Vergnügungsparkes oder vielleicht auch „INDIVIDUALS ONLY“.

„Ein Mann geht durch Zürich“ verweist auf ein Ereignis, und wenn es ein Ereignis ist, das ich erfahrungswissenschaftlich auslegen kann, dann war es ein Ereignis, das in Zürich zu einer bestimmten Zeit unter weiterhin bestimmbareren Umständen tatsächlich stattfand. Wenn ich jetzt eröffne, dass dieser Mann bereits vor knapp zwanzig Jahren, genauer im März oder April 1969, durch Zürich ging, mag man finden, dass ich ziemlich altes Datenmaterial hier vorführe, aber das macht gar nichts, denn dem Material eignet eine spezifische Präzision, die ihm hier und heute nach fast zwanzig Jahren eine eigenartige „Aktualität“ verschafft, die ich nutzen möchte, ja brauche. Worauf es mir ankommt, ist nämlich nicht das „bloße“ Ereignis, sondern wie es erlebt wurde, und das *Erleben*² dieses Mannes ist hier hinreichend deutlich autographisch protokolliert und textuell bearbeitbar.

1 Dem Beitrag liegt ein Vortrag auf dem Soziologentag in Zürich 1988 zugrunde; die Redeform wurde aus inhaltlichen Gründen hier weitgehend beibehalten.

2 Die Unterscheidung von „Ereignis“ und „Erlebnis“ soll nicht suggerieren, dass in der biographischen Perspektive beide zu trennen seien, sie sind vielmehr dialektisch aufeinander bezogen; vgl. hierzu die Diskussion zwischen Binswanger und Straus: Binswanger (1955), bes. 154, und Straus (1930).

Der Mann erlebte eine „eigentümliche melancholische Verzauberung“ (33/1),³ sie erstreckte sich ziemlich genau über die Zeitspanne vom späten Samstagnachmittag bis zum Sonntagabend im Frühjahr 1969 in Zürich. Dieser Erlebnisinhalt und seine Eigenarten sollen nun analysiert werden.

Das Textmaterial ist so gestaltet, dass sich in der schrittweisen sequentiellen Präsentation verstehen, ja nacherleben lässt, worum es hier geht:

Es ging auf Samstagabend zu, zum ersten Mal spazierte er allein durch Zürich und atmete den Duft seiner Freiheit. (32/15 f.).

Es braucht keine Semantik von „Samstagabend“, „allein“ und „Freiheit“, um die Qualität des Ersterlebnisses sofort zu erraten, und ich kann es Ihnen bestätigen: Der Mann, gut über vierzig, genießt es, dass er seine Frau los ist und geht unternehmungslustig in den Abend, wenn nicht gar ins Ungewisse.

Hinter jeder Straßenecke war ein Abenteuer versteckt. Seine Zukunft wurde wieder zum Geheimnis. (32/17 f.).

Dem Mann ist angenehm unklar, was kommt, das determinierte Leben von gestern – Leben mit Frau – hat sich wieder zurückverwandelt in das offene Leben von vorgestern.

Das Junggesellenleben kehrte zu ihm zurück, das Leben, von dem er früher mit Sicherheit angenommen hatte, daß es für ihn bestimmt war, denn nur so konnte er sein, wie er wirklich war. (32/18-21).

Wenn Sie jetzt wissen wollen, was da von des Mannes Schultern fiel, welcher Art das gestrige Leben war, hören Sie weiter:

Sieben Jahre war er an T. (anonymisierter Frauennamen) gekettet gewesen, und ihre Augen hatten jeden seiner Schritte verfolgt. Es war, als hätte sie ihm schwere Eisenkugeln an die Fesseln gebunden. Jetzt war sein Schritt viel leichter. Er schwebte beinahe ... er genoß die süße Leichtigkeit des Seins. (32/22-27).

Das über mehrere Stunden anhaltende Gefühl der Hochgestimmtheit, die „melancholische Verzauberung“ in der Sprache des Dokuments, ist präsent als „unmittelbares“ Erleben. Es hat einen evidenten, eindeutig angenehmen „Wert“, der einfach da ist, für den Spaziergänger selbst nicht erschlossen oder ausgelegt werden muss. Erleben und Erlebnis ist so unabweisbar da wie er selbst, und es ist etwas höchst Überraschendes im Spiel, etwas völlig Neues. Wie nun am Text weiterhin zu sehen, ist die inhaltliche Bestimmung der gefühlsevidenten melancholischen Verzauberung nicht aus dem Augenblick heraus alleine möglich. Das Fast-Schweben versteht sich weder allein aus dem märz- oder aprilhaften Zürich und ist auch keine ohne weiteres erwartbare stimmige Reaktion auf das „bloße“ Ereignis, soeben überraschend verlassen worden zu sein. Erst

3 Das Erlebnisprotokoll findet sich in Kundera (1987); die Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

Die biographische Illusion¹

Pierre Bourdieu

[*BIOS* 3 (1990), Heft 1, 75-81]

Die „Lebensgeschichte“ ist eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen, die sich in das wissenschaftliche Universum hineingeschuggelt haben; zunächst ohne Pauken und Trompeten bei den Ethnologen, dann in jüngerer Zeit und nicht ohne Getöse bei den Soziologen. Über Lebensgeschichte zu sprechen setzt mindestens voraus, und das ist nicht nichts, dass das Leben eine Geschichte ist und dass, wie in dem Buch *Ein Leben* von Maupassant [1883 als Fortsetzungsroman in der französischen Zeitschrift *Gil Blas* (Paris) erstmals erschienen, Anm. d. Red.], ein Leben unauflöslich das Gesamt der Ereignisse einer individuellen Existenz ist, aufgefasst als eine Geschichte und als die Erzählung dieser Geschichte. Genau dies sagt die Alltagsvorstellung aus, die gewöhnliche Rede also, die das Leben als Weg, Straße, Karriere mit ihren Kreuzungen (Herkules zwischen dem Laster und der Tugend), ihren Gefährdungen, zumal ihren Hinterhalten (Jules Romains spricht von den „sukzessiven Hinterhalten der Zwischenprüfungen und Examen“) beschreibt, oder als ein Weitergehen, also als einen Weg, den man macht und der gemacht werden muss, eine Strecke, ein Wettrennen, Kursus, Passage, Reise, vorgezeichneter Parcours, eine lineare Bewegung, mit einer Richtung (die „Mobilität“), bestehend aus einem Anfang („einem Eintritt ins Leben“), Abschnitten, und einem Ende im doppelten Sinn, nämlich im Sinn von Ziel („Er wird seinen Weg machen“ bedeutet: er wird Erfolg haben, eine gute berufliche Karriere machen) und im Sinne von Ende der Geschichte. Das bedeutet, stillschweigend die Philosophie der Geschichte im Sinne des Aufeinanderfolgens historischer Ereignisse zu akzeptieren, *Geschichte* [im Original deutsch, Anm. d. Übers.], die in einer Philosophie der Geschichte im Sinne der historischen Erzählung impliziert ist, Historie also – kurz, in einer Theorie der Erzählung, sei es eines Historikers oder eines Roman-Autors, was in dieser Hinsicht nicht zu unterscheiden ist. Biographien oder Autobiographien sind dafür besonders prädestiniert.

Ohne Absicht auf Vollständigkeit kann man doch versuchen, einige der Vorannahmen dieser Theorie freizulegen. Zunächst die Tatsache, dass „das Leben“ ein Ganzes konstituiert, einen kohärenten und orientierten Zusammenhang, der als ein einheitlicher Ausdruck einer subjektiven und objektiven „Intention“, eines Projekts aufgefasst werden kann und muss: Sartres Bestimmung des „*projet original*“, des ursprünglichen Projekts, bringt lediglich explizit zum Ausdruck, was in den „schon“, „von nun an“,

1 Bourdieu, Pierre (1986): *L'illusion biographique*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 62/63, 69-72. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Pierre Bourdieu. Aus dem Französischen übersetzt von Eckart Liebau.

Laufbahn oder Biographie?

Eine Bourdieu-Lektüre¹

Eckart Liebau

[*BIOS 3 (1990), Heft 1, 83-89*]

Den kleinen Aufsatz *L'illusion biographique (Die biographische Illusion)*, hat Bourdieu im Jahre 1986 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* veröffentlicht.² Es ist ein Text, in dem Bourdieus Ansatz und Methode exemplarisch deutlich werden, zugleich ein Text, der inhaltlich in das Zentrum der aktuellen biographie- und sozialisationstheoretischen Debatten führt. Ich werde den Text einmal, knapp interpretierend, durchgehen und dann mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen.

1. Worum geht es in dem Text?

Bourdieu konstatiert zunächst, dass „Lebensgeschichte“, eine der vertrauten Alltagsvorstellungen, inzwischen auch als Konzept Eingang in die Sozialwissenschaften gefunden hat – „entré en contrebande“, hineingeschmuggelt also habe sie sich zunächst in die Ethnologie, dann in die Soziologie. Er zählt die Metaphern auf, mit denen Lebensgeschichte im Alltag verbunden wird: der „Weg“, die „Straße“, die „Karriere“, die „Strecke“, das „Rennen“, die „Reise“ usw., Bilder von Bewegungen mit Anfang und Ende also, Ende im doppelten Sinn von Schluss und Ziel: „Er wird seinen Weg machen“ bedeutet: er wird Erfolg haben, eine gute berufliche Karriere machen. Wenn man so über Lebensgeschichte redet, dann bedeutet das, „stillschweigend die Philosophie der Geschichte im Sinne des Aufeinanderfolgens historischer Ereignisse zu akzeptieren“, Geschichte also als biographisch oder autobiographisch erzählbare Geschichte. Das hat Implikationen.

Unter welchen Voraussetzungen diese Rede von der „Lebensgeschichte“ zumal in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen steht, befragt Bourdieu im nächsten Schritt. Zunächst: Das Leben wird als „ein ganzes“ gesehen, als „kohärenter und orientierter Zusammenhang“, das sich nach einer gleichzeitig chronologischen und logischen Ordnung „als eine Geschichte“ abspielt. Die biographische oder autobiographische Erzählung (zum Beispiel eines Befragten in einer Befragungssituation) schlägt Ereignisse in

1 Der folgende Beitrag ist die leicht überarbeitete und gekürzte Fassung meines Referats auf der Jahrestagung der Sektion Bildungssoziologie der DGS, Hofgeismar, 15.5.1989.

2 Die Zitate des folgenden Textes stammen von wenigen, besonders gekennzeichneten Ausnahmen abgesehen, ausschließlich aus dem genannten, in diesem Heft abgedruckten Aufsatz. [gemeint ist die auch im vorliegenden Heft abgedruckte Übersetzung aus *BIOS 3 (1990)*, 75-81. Anm. d. Red.]

Kommentar

zu Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion

Lutz Niethammer

[BIOS 3 (1990), Heft 1, 91-93]

Bourdieu's Anklage einer biographischen Illusion in der Ethnologie, den Sozialwissenschaften und – sollte man hinzusetzen – der neueren Sozial- und Kulturgeschichte bezieht ihren Reiz aus einer soziologisch-strukturalistischen Auflösung des Widerspruchs zweier Chimären. Auf der einen Seite steht eine autobiographische Sinnkonstruktion, die in der Tat aus den meisten Lebensgeschichten und lebensgeschichtlichen Interviews herauspräpariert werden kann, und der sich der biographische Forscher als Komplize anschließe. Solche Komplizenschaft wird dann mit allem gleichgesetzt, was „out“ ist: Bewusstseinsphilosophie, bürgerlicher Roman, Existentialismus.

Auf der anderen Seite steht die Theorie des „nouveau roman“ als Fragment-Collage einer diskontinuierlichen und kontingenten Wirklichkeitserfahrung, was zwar auch nicht „in“ ist, aber daran kann sich eine strukturalistische Konzeption des Selbst als bürokratisch konstituierte nominalistische Identität besser assoziieren, die die Klüfte der Statuspassagen zwischen der gesellschaftlich zugewiesenen Teilhabe an Strukturen, deren Erforschung sich der Perspektive des erfahrenen Ich entzieht, gleichsam überbrückt.

Zum letzteren möchte ich mich auf die Bemerkung beschränken, dass der Hinweis auf den Beitrag des Staates zur Identität durch deren Bescheinigung oder auf den Gebrauch des Namens zur Unterwerfung unter Statuspassagen meines Erachtens nur auf aparte, aber unplausible Weise das Problem der individuellen Erfahrungsaufschichtung oder – wenn man will – der Beziehung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis negiert. Anders als in Gesellschaften mit geringer und für Forschungszwecke vernachlässigenswerter Wandlungsgeschwindigkeit, an denen die strukturalistischen Konzepte und auch der Habitus-Begriff historisch und ethnologisch gewonnen wurden, lassen sich diese Beziehungen in sich schnell und in Brüchen wandelnden Gesellschaften mit dem Habitusbegriff nur abstrakt umreißen, aber nicht als Praxis empirisch erforschen.

In der Hauptsache möchte ich aber darauf hinweisen, dass ein soziologisch-historischer Diskurs im Ansatz versäumt wird, wenn dabei der mögliche historische Beitrag von vorn herein durch seine Reduktion auf geschichtsphilosophische Annahmen des 19. Jahrhunderts eliminiert wird. Das wäre ungefähr so, wie wenn der Diskurs in umgekehrter Richtung bei Comte, Riehl und Le Play oder meinetwegen auch Marx endete. Die Gleichsetzung des Charakteristikums einer Quelle – hier der narrativen Sinnpro-

duktion – mit dem der historischen Praxis ihrer Bearbeitung und Interpretation unterschlägt zumindest jene Distanzen, deren Wahrnehmung zu einem der wichtigsten historischen Arbeitsinstrumente gehört. Diese Unterschlagung wird nicht besser, wenn sie als Delikt des Komplimentums auf den Gegner projiziert wird. In der massenbiographischen oder in der Oral History-Forschung besteht das Ziel des Historikers doch nicht darin, die Sinnkonstruktion der Quelle durch Nacherzählung zu verstärken oder schlüssiger zu machen, sondern ihre konstruktiven Elemente, ihre Erfahrungsabhängigkeit und einen Pluralismus einschlägiger Typen herauszupräparieren und durch diese Verfremdungen ihren naiven Sinntransfer in der kulturellen Kommunikation zu destruieren. Historie hat es zunächst nicht mit Traditionsbildung, sondern mit der Kritik immer schon vorhandener Traditionen zu tun.

Neben dieser kulturellen Praxis ist aber auch das Erkenntnisinteresse des Historikers nicht auf Sinnvermittlung, sondern auf die Ermittlung von Vorprägungen und die Einschätzung voraussetzungsabhängiger Optionen gerichtet. Dabei ist der Unterschied zu den Sozialwissenschaften einmal – für mich treffend – auf die verkürzende Formel gebracht worden, dass diese Gesellschaften primär unter dem Gesichtspunkt ihrer Logik und der künftigen Machbarkeit betrachteten, die Historie aber unter dem Gesichtspunkt der Freiheit und der Zeitabhängigkeit. Ein primärer Gesichtspunkt setzt die Einsicht voraus, dass von ihm aus nicht die Wirklichkeit selbst erkannt werden kann, sondern nur ein wichtiger Aspekt und dass es der Gesichtspunkte der anderen Disziplinen bedarf, um die Begrenztheit der eigenen zu erkennen und zu erweitern.

Das neuere Interesse an Lebensgeschichten in beiden Disziplinen kommt unter anderem aus der Frustration mit der Passgenauigkeit idealtypisch einander zugeordneter wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Großstrukturen, die sich in der Einzelforschung nicht bewährte, und aus der zunehmenden Ersetzung der steuernden Zentralperspektive auf die Gesellschaft durch die Perspektiven der in unterschiedlichen Zusammenhängen mitwirkenden einzelnen, sei es aus demokratischem Impuls, sei es auch nur aus mangelndem Zugang zu einem steuernden Machthaber oder dessen Un auffindbarkeit. Hinzu kommt die Erfahrung diskontinuierlich sich wandelnder Gesellschaften (Kriege, Revolutionen, Zusammenbrüche, Katastrophen) und das Interesse an der Kontinuität der Einzelnen, wie sie die sich ihnen bietenden oder aufdrängenden, oft gegensätzlichen Strukturen vermitteln, wirken lassen, nutzen oder umnutzen. Dieses Interesse am Einzelnen im Durchgang durch wechselnde Strukturen, das in der neueren Soziologie unter dem historisch etwas missverständlichen Stichwort Individualisierung behandelt wird, findet zunehmend auch in kontinuierlich sich entwickelnden Gesellschaften ein fruchtbares Arbeitsfeld, weil die Einzelnen mit zunehmender Häufigkeit die „trajectoire“ einer begrenzten Strukturzugehörigkeit betreten und nicht neu in sie hineingeboren werden, ihre Vorerfahrungen also nicht vernachlässigt werden können, weil diese die Strukturen mitgestalten. Für alle diese Erkenntnisinteressen ist die Bearbeitung von Lebensgeschichten nicht das einzige Arbeitsinstrument, aber eine wichtige Sonde. Dabei können die Lebensgeschichten auf die interaktiven Interessen, denen sie ihre Entstehung verdanken, geprüft und in (anders oft nicht erhebbare) faktische Daten und Verweise, in narrativ erinnerte Erlebnismoleküle sowie in Sinnkonstruktionen oder Erfahrungsaussagen zerlegt und diese mit Zeitschichten kultureller Deutungsmuster der umgebenden Gesellschaft verglichen werden. Wie das im Einzelnen zu machen ist und wie die „Linkage“ zu Strukturaussagen gelingen kann, darum gehen im Großen und

Ganzen die Auseinandersetzungen bei den Historikern und Soziologen, die sich mit Biographieforschung beschäftigen.

Bei all diesen Arbeitsschritten kann man natürlich alle möglichen Dummheiten machen oder Illusionen unterliegen, wie in allen anderen Analysen auch. Wer wohlfeilere Wahrheit hat, könnte auch einwenden, dass solche Analysen so aufwendig und in ihren Ergebnissen noch so unübersehbar seien, dass ihr Ertrag einer Kosten-Nutzen-Analyse nicht standhalte. Schließlich könnten sich auch die Soziologen darüber ärgern, dass die Historiker gewohnt sind, begrifflich nicht geklärte oder empirisch nicht zu sättigende Wirklichkeitsbezüge in anspielungsreiche Erzählungen dennoch hereinzuholen oder Biographien als eine literarische Gattung zu benutzen, um anderweitig schwer organisierbare Materialien über einen gesellschaftlichen Wandel darzustellen. Und Historiker könnten sich darüber ärgern, dass Soziologen gern jene Wirklichkeit, die sich ihren Begriffen nicht fügt, als bloße Kontingenzen negieren oder sich derart auf das Rekonstruieren von Konstruktionen konzentrieren, dass dabei völlig aus dem Blick gerät, ob es sich um einen Wahn oder um eine diskutabile Organisation von Wirklichkeitserfahrungen handelt. Aber zu sagen, dass die soziologische und historische Biographieforschung im Wesentlichen nur darauf abhebe, den subjektiven Sinn der Quellen zum objektiven Sinn der Gesellschaft zu verdichten, ist eine Illusion über die Biographieforschung.

„Was du ererbt von deinen Vätern ...“

Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen¹

Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame

[*BIOS 4 (1991), Heft 1, 13-40*]

Was du ererbt von deinen Vätern hast/
Erwirb es, um es zu besitzen!
(Goethe, *Faust I*, Nacht)

Einleitung

Die Soziologen, die sich als erste mit den Fragen sozialer Schichtung auseinandersetzen, gingen nicht vom Individuum, sondern von der Familie als Grundeinheit aus. Doch mit der Entwicklung des repräsentativen Stichprobenverfahrens, das das Individuum als Grundeinheit nimmt, verschwand diese Orientierung innerhalb der Soziologie. So hat bedauerlicherweise eine methodische Festlegung eine theoretische Perspektive dem Vergessen preisgegeben.

Seit einigen Jahren bemühen wir uns, diese „familialistische“ Blickrichtung bei Fragen sozialer Schichtung und Mobilität wieder aufzugreifen und weiterzuentwickeln. So begreifen wir beispielsweise den *sozialen* Status als Merkmal familialer Gruppen und nicht als Attribut einzeln erfasster Individuen; letztere haben eine *berufliche Stellung*, was durchaus nicht dasselbe ist. Der Gedanke, den sozialen Status als Merkmal familialer Gruppen zu fassen, führt zu der Vorstellung von *sozialen Familien-Lebensläufen* [*trajectoires sociales familiales*], verstanden als Abfolge der sozialen Status einer Familie. Dass eine Familie, langfristig gesehen, eine „Einheit“ darstellt, die sich in jeder Generation teilt und neu zusammensetzt, widerspricht der Vorstellung ihres Fortbestandes nicht, sondern macht sie umso komplexer und interessanter. Zudem gehen wir davon aus, dass ein attraktiver sozialer Status in einer Klassengesellschaft – im Gegensatz zu einer Kasten- oder Ständegesellschaft – nicht als solcher von den Eltern auf die Kinder übertragen werden kann: Die Eltern können nur Statuselemente (zum Beispiel ökonomische und kulturelle Elemente, oder solche, die die Verortung im sozialen Raum betreffen) den Kindern zugänglich machen oder übertragen, auf deren Grundlage sie dann einen sozialen Status aufbauen können. Die „Reproduktion“ hat nichts Mechanisches an sich, sie ist ein dynamischer Prozess.

¹ Diesem Text liegt die überarbeitete Fassung des Aufsatzes „Le patrimoine et sa lignée: transmissions et mobilité sociale sur cinq générations“, in: *Life Stories/Récits de vie*, 1988, Heft 4, 8-26, zugrunde. Die deutsche Übersetzung von Angela Rammstedt und Charlotte Heinritz ist von Daniel Bertaux autorisiert.

Mit diesen wenigen Grundannahmen wird eine Soziologie der Schichtung und sozialen Mobilität möglich, die endlich auch die Frauen berücksichtigt und in der Familienbeziehungen und viele andere Phänomene ihren Platz finden, wie zum Beispiel die zunehmende Differenzierung der schulischen, beruflichen und letztlich sozialen Lebensläufe gemeinsam erzogener Geschwister. Diese theoretische Perspektive erforderte ein angemessenes methodisches Verfahren; hierfür haben wir mit der Erhebung und Auswertung von *Familiengeschichten* einen neuen Zugang zur Erkenntnis des Sozialen entwickelt (Bertaux/Bertaux-Wiame 1981; 1984; 1986).

Familiengeschichten bieten in der Tat einen überaus fruchtbaren Zugang zu den Entstehungsprozessen sozialer (individueller *und* familialer) Lebensläufe; dies gilt vor allem für die Prozesse, die man als *innere* Prozesse von Familien und Individuen bezeichnen könnte, um sie von den *äußeren* Prozessen (Arbeitsmarkt, soziale Rahmenbedingungen, kollektive historische Ereignisse) abzusetzen. Ist beispielsweise die Karriereentwicklung von Arbeitnehmern vom ersten Arbeitsplatz an vorwiegend auf externe Prozesse zurückzuführen, so erweist sich die Entscheidung für diesen ersten Arbeitsplatz, von der die gesamte weitere Karriere abhängen wird, als weitgehend durch die Herkunftsfamilie bestimmt. Dieses erste Sozialisationsmilieu ist jeweils geprägt durch ein bestimmtes (und zumindest in Frankreich je nach Familie unterschiedliches) Niveau ökonomischer, ausbildungsspezifischer und kultureller Ressourcen, unterschiedlicher Zugangschancen zu öffentlichen Bildungseinrichtungen und zum Arbeitsmarkt sowie durch *kulturelle Mikroklimata*, die sogar innerhalb desselben sozialen Milieus stark voneinander abweichen. Die Kinder, die inmitten dieser so verschiedenartigen Mikroklimata und mit so ungleichen Ressourcen aufwachsen, verkörpern diese Unterschiede in ihrer Lebensart und beispielsweise in ihrem Verhältnis zur Schule, zum Geld, zur Zukunft. Unter diesen multidimensionalen Unterschieden ist die statistische Variable „Beruf des Vaters“ nur ein rudimentärer Indikator.

Familiengeschichten leisten jedoch weit mehr als ein Sichtbarmachen dessen, was sich hinter der *sozialen Herkunft* eines Individuums verbirgt: Sie verschieben den Blick und lenken die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Individuen und ihren Lebenslauf, sondern auf das *Verhältnis* von Eltern und Kindern oder – allgemeiner – der Generationen untereinander sowie innerhalb einer Generation. Die Sozialisationsprozesse vollziehen sich im Umfeld verschiedenartigster *Transmissionen*² und zwar von Verhaltens- und Einstellungsmustern, von Werten und Tabus sowie von Ressourcen, die vom Sprach-, Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögen, von der Ausbildung, von den kommunikativen und affektiven Fähigkeiten und schließlich von den ökonomischen Ressourcen und dem Familienbesitz abhängen. Diese Transmissionen sind mehr oder weniger bewusst, mehr oder weniger gewollt; einige können vollkommen unbeabsichtigt sein, ja sogar den bewusst angestrebten Zielen zuwiderlaufen. Sie werden von denen, für die sie bestimmt sind, mehr oder weniger „angenommen“ oder angeeignet. Auf jeden Fall wird das, was ein Kind jeweils davon „behält“, nicht nur seine Persönlichkeit

2 [Da das französische „transmission“ im Kontext dieses Aufsatzes sowohl das Bedeutungsfeld „Übertragung, Weitergabe“ im weiteren, als auch „Vererbung“ und „Überlieferung“ im engeren Sinne umfasst, aber keiner der möglichen deutschen Begriffe diesem gesamten Bedeutungsumfeld entspricht, haben wir in der vorliegenden Übersetzung den Begriff Transmission gewählt. Dieser weite Konnotationsrahmen gilt auch für „transmissibilität“ und „transmettre“, die wir mit „Übertragbarkeit“ bzw. „übertragen“ übersetzt haben; d. Ü.]

Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs?

Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte¹

Monika Wohlrab-Sahr

[BIOS 5 (1992), Heft 1, 1-19]

Einleitung

An der Frage einer „Individualisierung“ der Lebensführung oder einer „De-Institutionalisierung“ des Lebenslaufs scheiden sich in der Soziologie derzeit die Geister.² Was für die einen schon fast in den Bestand soziologischen Alltagswissens abgesunken ist, das kaum mehr einer Begründung zu bedürfen scheint, für andere zumindest eine plausible Interpretationsfolie für heterogene empirische Befunde liefert, betrachten dritte weitgehend als Resultat zeitgeistischer Aufgeregtheit, das näherer Überprüfung nicht standhält.

Allerdings scheinen solche Einschätzungen oft eher von theoretischen Grundpositionen abzuhängen als von den vermeintlich für sich sprechenden „harten“ Fakten. Dies zeigt sich – bei genauerer Betrachtung – oft in der unterschiedlichen Interpretation ein und derselben Befunde. Ein illustratives Beispiel ist hier etwa die Bewertung der verzögerten Familienbildung bei jüngeren Kohorten. Wird sie einerseits dazu benutzt, die Individualisierungsthese empirisch zu widerlegen (so etwa Mayer 1989), nimmt der in diesem Zusammenhang zitierte Autor in seiner eigenen Studie gleichwohl darauf Bezug (Huinink 1989). Die polemische Abgrenzung von Positionen und Profilen scheint eine sachliche Abwägung der Plausibilität von Konzepten zurzeit eher zu behindern.

Ich werde im Folgenden zwei verschiedene Modelle einer Strukturierung des Lebenslaufs einer näheren Betrachtung unterziehen. Es handelt sich zum einen um das Konzept der „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“, wie es vor allem Karl Ulrich Mayer und seine Mitautoren und -autorinnen vertreten. Darin wird eine besonders pointierte Gegenposition zu Thesen der Individualisierung und De-Institutionalisierung des Lebenslaufs bezogen. Anschließend werde ich mich mit den Arbeiten Martin Kohlis zur „Institutionalisierung“ und „De-Institutionalisierung“ des Lebenslaufs auseinandersetzen, die die Individualisierungsthese integrieren. Zwischengeschaltet ist ein Exkurs

1 Die hier vorgestellten Überlegungen sind weiter ausgeführt in einer Arbeit zum Thema „Biographische Unsicherheit“ (Wohlrab-Sahr 1991), die 1991 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg als Dissertation angenommen wurde. Publiziert als Wohlrab-Sahr 1993.

2 Vgl. dazu etwa die Beiträge von Beck, Zapf, Mayer u. a. beim 25. Deutschen Soziologentag in Frankfurt/Main, in: Zapf 1991.

über das Verhältnis von Individualisierung und Institutionalisierung bei Ulrich Beck, auf den beide Autoren in unterschiedlicher Weise Bezug nehmen.

In der Auseinandersetzung mit den Konzepten Mayers und Kohlis geht es mir vor allem darum, deren theoretische Prämissen herauszuarbeiten und zu rekonstruieren, welches Verständnis von Individualisierung der Lebensführung oder De-Institutionalisierung des Lebenslaufs daraus resultiert. Anschließend werde ich auf der Basis einer empirischen Untersuchung über die Lebensgeschichten von Zeitarbeiterinnen einige der Biographisierungsprozesse³ skizzieren, die mit der Bedeutungsminde rung institutionalisierter Lebenslaufmuster einhergehen.

Die „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“

Der Lebenslauf als Resultat sozialer Differenzierung

Das Konzept der „Sozialstruktur des Lebensverlaufs“ ist unmittelbar verknüpft mit der Theorie sozialer Differenzierung (siehe dazu vor allem: Mayer/Müller 1986 und 1989). Die soziale Differenzierung der Gesamtgesellschaft, „the historical triangulation of family, economy and education“ (Smelser/Halpem 1978), bildet sich – so die Überlegung – in Form von diachronisch geordneten Segmenten im Lebenslauf ab (Mayer/Müller 1989: 46).

Die Frage nach dem sozialen Wandel von Lebensverläufen zielt hier folglich in erster Linie auf das Verhältnis dieser Segmente zueinander. Sie wird formuliert als „Frage nach dem Grad der Ausdifferenzierung von Lebensbereichen, nach deren zeitlicher Überlappung oder regulierter Abfolge, nach dem Wandel in der Anzahl und dem Grad der Strukturiertheit von Einzelereignissen und Wechseln, dem Wandel in ihrer zeitlichen Fixierung und dem Zeitverhältnis in anderen Lebensereignissen, als Frage nach Veränderungen in der Sequenz und Dauer von Zuständen“ (Mayer 1981: 493).

Zentrale Bedeutung im Prozess sozialer Ausdifferenzierung und bei der dadurch notwendig werdenden Integration der institutionellen Teilbereiche wird dem Staat zugeschrieben. Entscheidende Relevanz erhält er damit auch für die Strukturierung des Lebenslaufs und für die soziale Konstruktion von Individualität. So bewirke staatliches Handeln – etwa durch die Einführung der Schulpflicht – die Segmentierung von Lebensphasen im Sinne abgrenzbarer Stufen. Dieser Segmentierungsprozess werde durch die Spezialisierung staatlicher Institutionen und des entsprechenden Dienstleistungspersonals, die sich jeweils nur auf ein spezifisches Problem eines Lebensabschnitts bzw. auf einen exakt definierten formalen Status beziehen, zusätzlich verschärft. Gleichzeitig konstituiere sich mit der Etablierung des Sozialstaats ein Individuum im spezifischen Sinne: als Träger von Rechten und Pflichten und bevorzugtes Objekt staatlicher Maßnahmen.

Wo Mayer, der sich explizit an die Durkheim'sche Tradition anlehnt, in seinen eigenen Überlegungen also von Individualisierungsprozessen ausgeht, geschieht dies aus einer streng strukturtheoretischen Perspektive: Individualisierung wird als Konsequenz sozialer Differenzierung betrachtet und Individualität als Resultat sozialstaatlicher Zuschreibung.

3 Zum Begriff der „Biographisierung“ vgl. Fuchs (1983) und Brose/Hildenbrand (1988).

Biographie als rhetorisches Konstrukt¹

Hans-Christoph Koller

[BIOS 6 (1993), Heft 1, 33-45]

„Biographien ‚gibt es‘ außerhalb der Wissenschaftswelt als wirkliche soziale Phänomene“, schreibt Wolfram Fischer-Rosenthal in seinem Versuch einer Standortbestimmung der Biographieforschung (Fischer-Rosenthal 1990: 12) und begründet damit den Status dieser Forschungsrichtung als einer eigenständigen soziologischen Sichtweise. Gerade weil es in der sozialen Wirklichkeit eine quasi „naturwüchsig“ sich strukturierende Gestalt von Lebensläufen und biographischen Mustern gebe, sei die Biographieforschung mehr als eine bloße Forschungsmethode, die sich der Erhebung und Auswertung von Lebensgeschichten nur in instrumenteller Weise bedienen würde. In scharfem Kontrast dazu behauptet Pierre Bourdieu in einem polemischen Aufsatz, wer sich in soziologischer Absicht für Lebensgeschichten interessiere, unterwerfe sich der letztlich vormodernen Illusion, das Leben eines Individuums sei ein kohärentes Ganzes, eine bedeutungsvolle und gerichtete Abfolge von Ereignissen, die in einer linearen Erzählung wiedergegeben werden könne. Soziologische Forschung, die sich auf Lebensgeschichten bezieht, betreibe die „Konstruktion eines perfekten sozialen Artefakts“ und sei „beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen“ (Bourdieu 1990: 80).

Der Streit geht offenbar um die Frage, ob das, was hier „Biographie“ bzw. „Lebensgeschichte“ genannt wird, ein Moment der sozialen Wirklichkeit selbst ist oder vielmehr ein bloßes Konstrukt, das sich – wie Bourdieu meint – der „Komplizenschaft“ der Forscher mit den naiven und illusionären Selbstdeutungen der Erforschten verdankt. Ich will in dieser Frage nun nicht vorschnell Position beziehen, sondern vielmehr eine andere Zugangsweise vorschlagen, die die sprachliche Verfasstheit von Biographien oder Lebensgeschichten ins Spiel bringt. In der Gegenüberstellung von sozialer Wirklichkeit und Wissenschaftswelt (Fischer-Rosenthal) bzw. von objektiven Strukturen und subjektivem Sinn (Bourdieu) berücksichtigen beide Positionen, wie mir scheint, zu wenig, dass Biographien bzw. Lebensgeschichten – unabhängig davon, welcher epistemologische Status ihnen zukommt – im Medium eines kulturellen Symbolsystems verfasst sind, das nicht in der Dichotomie von Subjekt und Objekt bzw. von Individuum und Gesellschaft aufgeht. Darauf soll die Formulierung meines Themas „Biographie als rhetorisches Konstrukt“ hinweisen: Lebensgeschichten sind – ob nun Moment der

¹ Der folgende Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Referats auf der Jahrestagung der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 27. bis 29.2.1992 in Bremen, die unter dem Thema „Biographie als theoretisches Konstrukt“ stand.

sozialen Wirklichkeit oder theoretisches Artefakt – in jedem Fall sprachliche Gebilde, die es auch und zunächst als solche zu analysieren gilt.

Meine folgenden Überlegungen gliedern sich in drei Abschnitte. Ich gehe aus von der Frage, welche Grundannahmen die Biographieforschung (soweit sie mit dem Instrument des „narrativen Interviews“ arbeitet) dazu motivieren, die Erzählung selbsterlebter Erfahrungen zum Ausgangspunkt sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung zu machen. Zu diesem Zweck möchte ich kurz den vor allem von Fritz Schütze unternommenen Versuch einer erzähltheoretischen Begründung des narrativen Interviews bzw. der darauf basierenden Biographieforschung rekapitulieren (I.). In einem zweiten Schritt soll diese Begründung einer kritischen Prüfung unterzogen und in Abgrenzung davon die These einer rhetorischen Konstruktion von Lebensgeschichten entwickelt werden. Dazu wird es nötig sein, genauer auf den dabei verwendeten Begriff des Rhetorischen einzugehen (II.). Im dritten Teil möchte ich am Beispiel einer Passage aus einem biographischen Interview näher erläutern, was ich unter einer rhetorischen Lektüre von autobiographischen Erzählungen verstehe, und abschließend skizzieren, welchen Gewinn ich mir aus dieser Perspektive für die Bearbeitung sozial- und erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen verspreche (III.).

I.

Innerhalb der Biographieforschung hat als Methode der Datenerhebung besonders das von Fritz Schütze entwickelte „narrative Interview“ größere Verbreitung gefunden. Die besondere Eignung dieser Technik für die Gewinnung sozialwissenschaftlich interessanter Informationen ist dabei vor allem erzähltheoretisch begründet worden. Erzähltheorien antworten zunächst einmal auf die Frage, was eigentlich die Besonderheit ihres Gegenstandes ausmacht. Was ist überhaupt „Erzählen“, und wodurch unterscheidet es sich von anderen Kommunikationsformen oder Diskursgattungen? Einen Grundkonsens aller Erzähltheorien stellt wohl die Einsicht dar, dass das Erzählen es in ganz besonderer Weise mit der Zeit zu tun hat. Eine Erzählung präsentiert eine Anzahl von Ereignissen in einer ganz bestimmten zeitlichen Reihenfolge, die nicht beliebig abgeändert werden kann, ohne zugleich die Erzählung als solche zu verändern. Eine Abfolge vom Typus „a und dann b“ macht also gewissermaßen die elementare Struktur des Narrativen aus.

Diese Grundüberlegung wird nun bei Labov und Waletzky, zwei amerikanischen Linguisten, die 1967 als erste mündliche Alltagserzählungen zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses gemacht haben, durch ein entscheidendes Argument erweitert. Bei ihrer Untersuchung von mündlichen Erzählungen selbsterlebter Erfahrungen gehen sie von einer zusätzlichen Annahme aus, die in unserem Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist: „Erzählen wird als eine verbale Technik der Erfahrungsrekapitulation aufgefaßt, im besonderen als die Technik der Konstruktion narrativer Einheiten, die der temporalen Abfolge der entsprechenden Erfahrung entsprechen“ (Labov/Waletzky 1973: 79). Nicht nur eine bestimmte Reihenfolge von „narrativen Einheiten“ mache das Wesen einer Erzählung aus, sondern dass diese Abfolge mit der tatsächlichen Sukzession der erzählten Ereignisse identisch sei. Diese Eigenschaft des Erzählens, die Darstellung von selbsterlebten Erfahrungen in ihrer tatsächlichen Reihenfolge, wird von Labov und Waletzky als die „referentielle“ Funktion des Erzählens bestimmt. Durch sie, so könnte man folgern, gewinnt das Erzählen einen besonderen, gegenüber anderen

Erzählbarkeit, biographische Notwendigkeit und soziale Funktion von Kriegserzählungen

Zur Frage: was wird gerne und leicht erzählt¹

Gabriele Rosenthal

[*BIOS 6 (1993), Sonderheft, 5-24*]

Einleitung

Wenn deutsche Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges, die nicht von den Nationalsozialisten verfolgt wurden, sondern auf der Seite der Mitläufer und Täter des Nazi-Regimes standen, ihre Lebensgeschichte erzählen, nehmen Einzelgeschichten über diese historische Zeitspanne einen breiten Raum ein. Meist erhält man in biographisch-narrativen Interviews – ob nun thematisch auf das „Dritte Reich“ beschränkt oder auf das ganze Leben bezogen – dichte epische und dramatische Kriegserzählungen. Und nicht nur in sozialwissenschaftlichen Interviews wird über den Krieg erzählt. Vielmehr treten in unterschiedlichen Alltagssituationen biographische Thematisierungen der Kriegserinnerungen auf. Oft sind es kleine Anlässe, die die Zeitzeugen an den Krieg erinnern und den Anstoß zu detailreichen Geschichten über den Krieg geben.

Ohne Zweifel ist der Zweite Weltkrieg immer noch – und gerade gegenwärtig – ein privates und öffentliches Thema in der Bundesrepublik Deutschland, das gerne und ohne große Erinnerungsschwierigkeiten erzählerisch ausgebaut wird.²

Wir könnten dieses Phänomen nun damit erklären, dass Kriegserlebnisse oder allgemeine historische Großereignisse und Phasen, die extrem und leidvoll in den Lebensalltag von Menschen einer Region oder eines Landes einwirkten, erzählgenerierend seien. Gemeinsam Erlebtes und Erlittenes führe – so die Annahme – zu Erzählgemeinschaften, in denen kollektive Geschichten und auch Mythen institutionalisiert und tradiert werden. Gelingt dies – und davon können wir im Zusammenhang des Zweiten Weltkrieges ausgehen –, so kann damit früheres Leiden externalisiert, Distanz geschaffen und mit Anekdoten das Leidvolle in den Hintergrund gedrängt werden (vgl. Köstlin

1 Für die vielen Anregungen und kritischen Hinweise zu diesem Beitrag möchte ich mich bei meinen Kolleginnen Roswitha Breckner, Christiane Grote, Angelika Puhlmann, Susanne Rupp und Insa Schöningh herzlich bedanken. Mein besonderer Dank gilt meinem israelischen Kollegen Dan Bar-On, der zu einer früheren Fassung dieses Artikels wichtige Einwände machte und meine Interviews in Israel beratend begleitete.

2 Vgl. die These von Charlotte Heinritz (1990), der Zweite Weltkrieg generiere Autobiographien.

1989). Wohl findet diese Annahme einer erzählgenerierenden Wirkung kollektiver Erleidensprozesse oder kollektiver Verlaufskurven (vgl. Schütze 1982; 1989) mit dem Zweiten Weltkrieg eine empirische Bestätigung, doch kann sie keineswegs in ihrer Allgemeinheit aufrechterhalten werden. Wir können zwar davon ausgehen, dass Menschen über Erzählen Gemeinsamkeiten erzeugen (vgl. Röttgers 1988), aber der Umkehrschluss, Gemeinsamkeiten erzeugten Erzählen, trifft nur bei spezifischen Strukturmerkmalen des Erlebten zu. Empirische Beispiele zeigen, wie gemeinsam Erlittenes in Sprachlosigkeit versinken kann:

1. Veteranen des Ersten Weltkrieges erzählen kaum Geschichten über ihre Erlebnisse in den Schützengräben. Insbesondere die Mannschaftssoldaten, die nicht an der Literarisierung dieses Krieges durch Schriftsteller teilhatten, sprechen kaum über ihre Zeit an der Front.³ Der Erste Weltkrieg hat also keineswegs die erzählgenerierende Wirkung wie der Zweite. Seine sprachliche Präsentation vollzieht sich eher in Bildern, Metaphern und knappen Berichten als in Geschichten von selbsterlebten Erfahrungen.⁴ Es ist anzunehmen, dass diese Unterschiede in der sprachlichen Präsentation auch etwas mit den Unterschieden im Erleben dieser Kriege zu tun haben. Es sind die strukturell unterschiedlichen Bedingungen im Erleben eines Stellungskrieges einerseits und eines Bewegungskrieges andererseits.

2. Von den Nationalsozialisten verfolgte Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges in Verstecken oder zusammengepfercht in Ghettos lebten, die die Konzentrations- und Vernichtungslager überlebten, bedürfen zum Teil sehr großer Anstrengungen, um sich an diese Zeit zu erinnern und zu erzählen. Neben denen, die seit der Befreiung immer wieder darüber sprechen, haben viele versucht zu vergessen. Diejenigen, die nun nach vielen Jahren beginnen zu sprechen und an die Verbrechen erinnern wollen, haben zum Teil Erinnerungslücken und können sich auch nur begrenzt dem Strom der Erzählung und des Nacherlebens überlassen. Ihre Erzählschwierigkeiten sind zwar auch durch ihre erlittenen Traumatisierungen mitbedingt, doch zeigen vergleichende Fallanalysen von Mitläufern, Tätern und Opfern des Nationalsozialismus eine weitere Bedingung: Die partielle Sprachlosigkeit der Verfolgten im Unterschied zur Beredtheit der Mitläufer resultiert aus der divergenten sozialen Funktion der Thematisierung dieser historischen Phase. Bei den Mitläufern und Tätern dienen die Kriegserzählungen paradoxerweise gerade nicht dazu, über den Nationalsozialismus, seine Verbrechen und die eigene Verstrickung in dieses Unrechtssystem zu sprechen, sondern sie mit Erzählungen zu verdecken. Die Holocaust-Überlebenden wollen hingegen dem Vergessen der Nazi-Verbrechen sowie der wieder zunehmend vertretenen These von der „Auschwitz-Lüge“ entgegentreten. Daher versuchen sie gerade, über die so traumatischen und damit schwer zu erzählenden Erlebnisse zu sprechen.

Im Folgenden sollen nun die Thesen diskutiert werden, dass die Erzählbarkeit des Zweiten Weltkrieges und die anzutreffende Erzählbereitschaft bedingt sind:

1. von der Struktur des Kriegserlebens,

3 Gegen diese Befunde wurde bereits mehrmals eingewandt, es gäbe aber doch so viel Kriegsbelletristik. Abgesehen von deren Metaphernreichtum, der vielleicht auch ein Ersatz für Geschichten darstellt, und der Möglichkeit jedes Literaten zur Erfindung von Geschichten, klagen auch Literaten wie Walter Benjamin (1961: 410) oder Ernest Hemingway (1929: 196) über „Erzählschwierigkeiten“.

4 Zu den verschiedenen Textsorten der Erzählung, der Argumentation und der Beschreibung vgl. Kallmeyer/Schütze (1977).

Die Form der Biographie

Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer
Absicht

Armin Nassehi

[BIOS 7 (1994), Heft 1, 46-63]

Es scheint ein strukturelles Merkmal der Moderne zu sein, nicht nur vom Sein der Welt auf die Geltung der Auffassung von ihr umgestellt zu haben, sondern dies zugleich radikal zu temporalisieren. Sogar in den Naturwissenschaften, in denen man zum Anbeginn der Moderne die Konstanten nomologischer Ordnung gefunden zu haben schien, hat eine Bewegung „vom Sein zum Werden“ (vgl. Prigogine 1988) stattgefunden. Subjekte haben das gleiche Schicksal angenommen. Waren sie einst das der Welt Zugrundeliegende, einer invarianten intelligiblen Sphäre teilhaftig und in ihrem empirischen Bestand stets transzendental gegründet, wird ihnen nun die invariante Substanz bzw. die voroperative Bedingung ihrer Möglichkeit abgesprochen. Mit anderen Worten: Die Identität des Subjekts ist nichts, worauf man bauen könnte, vielmehr muss sie selbst erst aufgebaut werden. Subjektive Identitäten müssen sich nun in der und gegen die Zeit behaupten: in der Zeit, weil die Identität des Subjekts in der Differenz seines zeitlichen Nacheinanders gesichert werden muss; und gegen die Zeit, weil die Differenzen, die Zeit notwendig setzt, das Bedürfnis nach oder zumindest das Gewährwerden von Identität freisetzt. Identitäten von Subjekten lassen sich allenfalls noch als biographische Identitäten denken. So dürfte sich die Konjunktur der und das Interesse an Biographien nicht zuletzt dem Umstand verdanken, dass die hochkomplexe und sich immer stärker beschleunigende Moderne die subjektive Identität in der Zeit prekär macht.

Die soziologische Konjunktur der Biographieforschung in den achtziger und neunziger Jahren folgt deshalb nicht ohne Konsequenz dem Interesse an Identität in den siebziger Jahren (so auch Fischer/Kohli 1986: 25). Das Einzige, was hier noch an invarianter Struktur und Identität angenommen wird, ist jene Beharrlichkeit der Substanz, die für Kant denknötwendig war, um Zeit überhaupt theoretisch fassen zu können (vgl. Kant 1983: 226): die Identität der Person trotz der Differenz der Zeiten. Biographien hören demnach auf, ein Privileg modernisierter Oberschichten zu sein, vielmehr hat sich der „Zwang zur Langsicht“ (Elias 1980: 336 ff.) als grundlegende Perspektive auf Individuallagen nahezu generalisiert: Identitäten werden nicht mehr nur in der Sach- und Sozialdimension (Wer bin ich, und zu wem gehöre ich?) behauptet, sondern vor allem in der Zeitdimension (Wer bin ich geworden, und wer werde ich sein?).

Dieser Wandel von Individuallagen, deren gesellschaftsstrukturelle Antezedenzbedingungen im Rahmen der Individualisierungsdebatte breit diskutiert werden (vgl.

Wohlrab-Sahr 1992), bildet den entscheidenden Ansatzpunkt für die soziologische Biographieforschung, für die Biographien sowohl als Forschungsgegenstand fungieren als auch forschungsmethodologisch von Interesse sind. Neben der Praxis empirischer biographischer Forschung hat sich dementsprechend eine theoretische Diskussion über Gegenstand und Methode der Biographieforschung etabliert, deren wesentliches Thema ihre wissenschaftliche Gegenstandskonstitution ist. Ich werde im Folgenden eine theoretische Antwort auf die Frage nach dem angemessenen Gegenstand biographischer Forschung suchen und werde mich dabei eines systemtheoretischen und unterscheidungstheoretischen Instrumentariums bedienen. Diese Theoriewahl verdankt sich allerdings nicht dem Interesse, auch der Systemtheorie ein Stück vom Konjunkturkuchen der Biographieforschung zu sichern, sondern ist von der Annahme geleitet, dass eine systemtheoretische Perspektive auf theoretische Probleme der Biographieforschung aufmerksam zu machen in der Lage ist, die von erheblichem methodologischem Interesse sind.

Im Einzelnen werde ich auf das Selbstverständnis biographischer Forschung zu sprechen kommen (I.). Danach werde ich die angedeuteten Theoriemittel auf den Gegenstand biographischer Forschung anwenden, und zwar in drei größeren Schritten: Erstens werde ich Biographie als biographische Kommunikation darstellen (II.), zweitens frage ich nach der kommunikativen Form der Biographie (III.), und drittens werde ich daraus einige methodologische Konsequenzen für die Datenerhebung und die Datenanalyse biographischer Forschung ziehen (IV.).

I.

Was das Soziologische soziologischer Biographieforschung ausmacht, ist die zunächst triviale Überlegung, dass Biographien im sozialen Raum zustande kommen, dass biographische Verläufe und verlaufende Biographien gesellschaftsstrukturell bedingt sind. Dass der Lebensverlauf eines mittelalterlichen Bauern, wenn nicht von weniger, so doch von anderen Kontingenzen geprägt war als der Lebensverlauf eines postmodernen Dinkys¹, leuchtet ohne jede soziologische Kontamination ein. Und dass sich die biographischen Wege von Industriearbeitern und Konzernherren, von Männern und Frauen, von Bildungsbürgern und Lumpenproletariern, von homosexuellen Avantgarden und heterosexuellen Traditionalisten voneinander unterscheiden, ist als Faktum diversifizierter Lebensstile kaum erwähnenswert. Doch erschöpft sich Biographieforschung keineswegs in solchen Trivialitäten.

Was man ihr soziologisch verdankt, ist zweierlei: Zum einen hat sie den Blick dafür geschärft, dass Biographien als Lebensverläufe nicht nur dem Gusto individueller Entscheidungen entspringen, also nicht als Heldengeschichte bürgerlicher Autonomie oder als Geschichte von Selbstglücksschmieden gesehen werden dürfen, sondern zwischen autonomer Lebensführung und heteronomer Standardisierung oszillieren (vgl. Fischer 1986: 373). Schon auf den ersten Blick wird deutlich, dass sich Biographieforschung – und dies gilt tatsächlich für die meisten ihrer Vertreter – implizit oder explizit auf ein interaktionistisches Konzept stützt, das Ich-Identität als individuelles Austarieren – zwischen einem personalen und einem sozialen Identitätsanteil ansetzt (vgl. Krappmann 1982), das allerdings temporal verflüssigt wird. Aus einem starren Identitätskonzept

1 „Double income, no kids“.

Das Kind in der autobiographischen Kindheitserinnerung¹

Charlotte Heinritz

[*BIOS 7 (1994), Heft 2, 165-184*]

Für Erziehungswissenschaftler wie für alle, die an der Entwicklung des Kindes und an seinem Heranwachsen interessiert sind, stellt sich die Frage nach geeigneten Quellen für ihre Beobachtungen oder Forschungen. Insbesondere die Suche nach Quellen, die die Erlebnisweise des Kindes und das Größerwerden aus der eigenen Perspektive des Heranwachsenden wiedergeben können, ist schwierig. So hat man in biographischen Forschungsprojekten immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Jugendliche auf die Frage nach ihrer „Lebensgeschichte“ – oder selbst auf einfache Fragen nach Ereignissen in ihrer Vergangenheit – keine Antwort geben konnten. Viel schwieriger noch gestaltet sich die Befragung von Kindern. Von daher bietet es sich an, auf Autobiographien zurückzugreifen, in denen die Kindheit des Autors bzw. der Autorin beschrieben wird. Könnten nicht hier – wenn auch aus einem mehr oder weniger großen zeitlichen Abstand – Berichte und Erlebnisse „aus der Innensicht des Kindes“ zu finden sein?

Zur Geschichte der Autobiographie der Kindheit

In der Geschichte der autobiographischen – wie auch der biographischen – Gattung finden sich zwar von Anfang an Berichte über die Kindheit der Autoren. Aber erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird die Kindheit innerhalb autobiographischer Schriften besonders hervorgehoben: „Autoren von Biographien und Autobiographien im 17. und 18. Jahrhundert schrieben entweder gar nichts über die Kindheit ihrer Subjekte, oder sie behandelten die Ereignisse der Kindheit lediglich als Hinweise für spätere Entwicklungen.“ (Kett 1973: 98, deutsch Ch. H.).

Gleiches gilt für Karl Philipp Moritz, der als einer der ersten ein wissenschaftliches Interesse an Kindheitserinnerungen formuliert hat: Weder in seiner Autobiographie *Anton Reiser* noch in seiner Sammlung von Kindheitserinnerungen im *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*² war es seine Absicht, Einblicke in die Erfahrungswelt des Kindes zu gewinnen oder Erkenntnisse über die Kindheit an sich zu erlangen.

1 Überarbeitete Fassung eines Vortrages am Fachbereich 2 der Universität-GSH Siegen am 14.6.1994 im Rahmen der Vorlesungsreihe „Sozialisation – Lebenslauf – Biographie“ unter der Leitung von Jürgen Zinnecker und Imbke Behnken. Dabei führte ich Gedanken fort, die ich in einem Vortrag in Voss und Bergen im Mai 1992 auf dem Kongress „Children at Risk“ vorgetragen hatte. Die schriftliche Fassung des damaligen Vortrages erscheint in dem von Marianne Gullestad herausgegebenem Band *Imagined childhoods: self and society in autobiographical accounts* (Heinritz 1996).

2 Moritz gründete die Zeitschrift *Gnoti Sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* („Erkenne dich selbst!“) im Jahre 1783. Seine Absicht war dabei, Kenntnisse und Wissen über die Entwicklung des Lebenslaufes und über die Natur des Menschen zu sammeln. Die autobiographische Hinwendung zu frühen

Erst im 19. Jahrhundert wurde die Kindheit als eigenständige Lebensphase entdeckt; beinahe jede Autobiographie enthielt jetzt mehr oder weniger ausführliche Kapitel über die Kindheit ihres Autors. Die Kindheitserzählungen wurden nun nicht mehr lediglich als Einführungen in das Leben des erwachsenen Autors aufgefasst oder als Vorbedeutungen für seinen weiteren Lebenslauf: Jetzt war die Tradition der „unabhängigen“ Darstellungen von Kindheit und Jugend begründet. Beispiele für die deutschsprachige Tradition sind die Autobiographien von Hebbel, Kugelgen, Fontane, Ebner-Eschenbach, die einen großen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Genres der Kindheitsautobiographien bzw. Kindheitserinnerungen hatten (vgl. Niggel 1971; Niggel 1977: 85; Misch 1969: 976 ff.).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden autobiographische Schriften als Quellen für die Kindheits- und Jugendforschung entdeckt bzw. wiederentdeckt (Moritz). Jugendtagebücher (Bühler 1921/1967, 1925, 1927, 1932, 1934; Bernfeld 1931), schriftliche Schülerselbstportraits (Busemann 1926), Autobiographien (Bäumer/Droescher 1908; Reichhardt 1926), frühe Kindheitserinnerungen (C. und V. Henri 1897; Reichhardt 1926)³ wurden in der Hoffnung analysiert, darin Material für die Erarbeitung einer Psychologie der Kindheit zu finden.

Autobiographische Kindheitserinnerungen sind seitdem interessant im Hinblick auf die Frage: Gewinne ich aus ihnen Erkenntnisse über die Entwicklung des Ich, über die Prozesse der Sozialisation aus der inneren Sicht des werdenden Subjekts? Gewinne ich in Kindheitserinnerungen Erkenntnisse, die ich aus anderen Quellen oder auf andere Weise nicht gewinnen kann?

Und anders gefragt: Wie stellen Autobiographen die Einheit von erzählendem und erzähltem Ich her in den Schilderungen der Zeit, bevor dieses „Ich“ überhaupt existierte? Aus welcher Perspektive wird erzählt? Wie wird der Übergang markiert, die Schwelle, an der dieses Ich zu existieren beginnt (entwicklungspsychologisch ist das die Zeit zwischen dem zweiten und dem vierten Lebensjahr, aber wie ist das in autobiographischen Erzählungen)?

Um diese Fragen näher zu beleuchten, stelle ich im Folgenden eine kurze autobiographische Kindheitserinnerung vor. Ich werde mich in der Interpretation dieser Geschichte auf die Perspektive konzentrieren, in der diese Geschichte geschrieben wurde: Ist sie aus der Sicht des Kindes erzählt oder aus der Sicht des erwachsenen Schreibers oder vielleicht aus einer ganz anderen Perspektive?

Die Erzählung eröffnet die Autobiographie der Schriftstellerin Isolde Kurz, die 1853 geboren wurde. Der Titel der 1918 veröffentlichten Autobiographie lautet: *Aus meinem Jugendland*.⁴ Isolde Kurz schrieb sie ungefähr mit 64 Jahren. Die Autobiographie *Aus meinem Jugendland* ist vollständig ihrer Kindheit und Jugend gewidmet; sie

Kindheitserfahrungen erschien ihm in diesem Zusammenhang nur nützlich und sinnvoll im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf das spätere Leben.

3 Ein Überblick über Studien zu frühen Kindheitserinnerungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts findet sich in: Reichhardt (1926): 2 f.

4 Die erste autobiographische Skizze von Isolde Kurz, in der sie ihre Kindheit beleuchtet, heißt *Im Spiegel* und wurde 1901/02 in einer literarischen Zeitschrift veröffentlicht. Ihre Autobiographie über ihr gesamtes Leben erschien 1938: *Die Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen. Lebensrückschau*. Außer diesen autobiographischen und anderen Schriften hat Isolde Kurz auch eine Biographie über ihren Vater und eine über ihre Mutter verfasst.

„Über den Zaun geblickt“

Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung

Oliver Sill

[*BIOS 8 (1995), Heft 1, 28-42*]

„Der Versuch, die Literatursoziologie ausschließlich als Teildisziplin der Soziologie zu verstehen und von der Literaturwissenschaft streng zu trennen, muß indes scheitern. Diese Trennung ist die Kehrseite des Immanenzzwanges der Literaturwissenschaft, der die außerdichterischen Phänomene nur vom Sprachkunstwerk her sieht und in diese hineinprojiziert.“ (Jaeggi 1975: 403).

Mit seiner kritischen Einschätzung rekapituliert Urs Jaeggi 1973 das Verhältnis von Soziologie und Literaturwissenschaft als Geschichte einer einvernehmlichen, von beiden Seiten betriebenen Abschottung. Wie die Arbeiten Leopold von Wieses (1931), Alphons Silbermanns (1958, 1973, 1981), Robert Escarpits (1961, 1967) und Hans Norbert Fügens (1964) zeigen, bemühte sich die positivistisch orientierte Literatursoziologie stets darum, unter dem Postulat der „Wertfreiheit“ alle ästhetischen Fragestellungen und Wertungsprobleme aus ihren empirischen Untersuchungen herauszuhalten. Hans Norbert Fügen: „Die Literatursoziologie hat es demnach mit dem Handeln der an der Literatur beteiligten Menschen zu tun; ihr Gegenstand ist die Interaktion der an der Literatur beteiligten Personen.“ (Fügen 1964: 22). Die Literaturwissenschaft betrachte dagegen „die ‚Literatur‘ rein als literarisches Kunstwerk. Ihr Erkenntnisinteresse richtet sich auf die durch ‚das Wirken der Phantasie [...] von der Welt unseres Handelns unterschiedene zweite Welt“ (ebd.). Mit dieser strikten Grenzziehung rannte die Literatursoziologie bei der Literaturwissenschaft in der Tat offene Türen ein, gehörte es doch bis in die sechziger Jahre zum Selbstverständnis der Germanistik als Philologie, die Beschäftigung mit literarischen Werken der sogenannten Dichtungswissenschaft in Abgrenzung von literaturgeschichtlichen Fragen vorzubehalten. Wie das 1955 erstmalig erschienene *Sachwörterbuch der Literatur* noch in seiner fünften Auflage von 1969 betont, ruhe Dichtung zeitentoben „selig in sich selbst“ (Wilpert 1969: 171), sodass die Literaturwissenschaft sich der Dichtung „entweder in ihrem Wesen als Dichtung oder in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Lebenszusammenhang“ (ebd.: 448) widme. Solch striktes „Entweder-oder“ entsprach exakt der von soziologischer Seite vertretenen Ansicht, die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur erforschen zu können, ohne die literarisch-ästhetische Struktur der Werke selbst in den Blick nehmen zu müssen. Urs Jaeggi und auch Jürgen Scharfschwerdt haben den Konvergenzpunkt positivistischer Literatursoziologie und einer sich als Dichtungswissenschaft verstehenden Literaturwissenschaft

herausgearbeitet. Er besteht in einem Literaturbegriff, der in enger Anlehnung an die Autonomieästhetik der deutschen Klassik vom strikten Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit, dichterischem Schaffen und alltäglichem kommunikativem Handeln ausgeht (vgl. Jaeggi 1975: 403 ff.; Scharfschwerdt 1977: 112 ff.).¹

Wozu, so dürfte sich manch einer fragen, wozu noch diese Hinweise? Jaeggis 1973 formulierte Wendung gegen die positivistische Literatursoziologie ist mittlerweile selbst Teil der Wissenschaftsgeschichte. Gerade unter dem Einfluss der „Kritischen Theorie“ hat sich die Literatursoziologie seit den siebziger Jahren mit den positivistischen Ansätzen kritisch auseinandergesetzt, in der Folgezeit sind andere Konzepte und Ansätze entwickelt worden (vgl. für einen Überblick Dörner/Vogt 1994); die – zumal ideologiekritische – Beschäftigung mit der idealistischen Ästhetik und ihren Ausläufern (etwa der „werkimmanenten Schule“) vollzog sich ebenfalls in den siebziger Jahren in der Literaturwissenschaft; Strukturalismus, Diskursanalyse, literarische Kommunikation und Systemtheorie sind Stichworte, die in den heutigen literaturwissenschaftlichen Debatten im Vordergrund stehen und den Weg einer Wissenschaftsdisziplin annonciieren, die sich, wie Siegfried J. Schmidt meint, im „Übergang von einer hermeneutischen Textwissenschaft zu einer interdisziplinären Sozialwissenschaft“ (Schmidt 1989: Klappentext) befindet.

Und dennoch: Es bestehen gute Gründe für meine einleitenden Hinweise. Denn wer die Entwicklung der soziologischen Biographieforschung und der literaturwissenschaftlichen (Auto-)Biographieforschung der letzten Jahre gleichermaßen beobachtet, muss den Eindruck gewinnen, dass die einvernehmliche Nichtzurkenntnisnahme auf diesem Felde eine Fortsetzung oder Neuaufgabe erfährt. Dies ist umso erstaunlicher, als doch beide Teildisziplinen sich im Horizont ihrer jeweiligen Erkenntnisinteressen dem weiten Spektrum lebensgeschichtlicher Zeugnisse verschrieben haben. Doch ist diese Nichtzurkenntnisnahme auch bedauerlich? „Interdisziplinarität“, so Jürgen Kocka, „wird sich, wenn überhaupt, nur durch den Aufweis von Defiziten rechtfertigen können, die das System disziplinar verfaßter Wissenschaften kennzeichnen“ (Kocka 1987: 8). Allem Anschein nach wird in der soziologischen wie literaturwissenschaftlichen Biographieforschung ein solches Defizit nicht gesehen. Ich bin allerdings anderer Meinung. Wohlwissend, dass es immer etwas Anmaßendes hat, über den Zaun hinweg dem Nachbarn Ratschläge zu geben, möchte ich gleichwohl einige Anmerkungen und Erläuterungen zu einem für Literaturwissenschaftler zentralen Bereich formulieren, in dem die soziologische Biographieforschung meines Erachtens Defizite aufweist: Es geht um die Textförmigkeit, den narrativen Charakter lebensgeschichtlicher Zeugnisse.

Zunächst jedoch einige Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand soziologischer und literaturwissenschaftlicher Biographieforschung:

Gerade im Verweis auf die Anfänge einer wissenssoziologisch orientierten Alltagsforschung hatte Jürgen Scharfschwerdt 1977 die Erwartung geäußert, dass nunmehr

1 Nur am Rande sei vermerkt, dass es seit den frühen dreißiger Jahren gerade von soziologischer Seite immer wieder Arbeiten gegeben hat, die auch im Rekurs auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Soziologie und Kunst- bzw. Literaturwissenschaft gefordert haben. Erinnerung sei nur an die Beiträge von Erich Rothacker (1931; 1933), Ernst Kahn-Bramstedt (1931) oder Leo Löwenthal (1932; 1964). Sie wurden jedoch kaum zur Kenntnis genommen: weder von der positivistischen Literatursoziologie noch von den marxistisch orientierten Ansätzen zur ästhetischen Theorie (Lukacs, Adorno, Marcuse). Vgl. dazu Scharfschwerdt (1977: 75 ff).

Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit

Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines
Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“¹

Jürgen Straub

[*BIOS 9 (1996), Heft 1, 30-58*]

1. Geschichte und Lebensgeschichten in Erzählungen „50 Jahre danach“: Jahreszahlen als narrative Abbriviatoren

Die Vergegenwärtigung vergangener Wirklichkeiten kann spontan oder auf Anlässe hin erfolgen. Zu den soziokulturellen Institutionen, die die Komemoration und Kommunikation von kollektiv bedeutsamen, historischen Ereignissen und Entwicklungen initiieren und steuern, gehören beispielsweise Jahrestage oder gewisse Zeitspannen der Verjähung. Bilden solche Zeitspannen eine „glatte Zahl“ von Jahren, kommen sie als Kandidaten für Erinnerungsanlässe und Bezugspunkte öffentlicher Diskurse besonders in Frage. 1995 galt nicht nur hierzulande als ein bedeutungsvolles Jahr: „50 Jahre danach“, so lautete die Formel im vergangenen „Gedenkjahr“, sei es erneut an der Zeit, in konzentrierter Weise zurückzublicken. Der Niedergang des Nationalsozialismus, das Ende des Holocaust, die Befreiung unzähliger Menschen von Verfolgung und häufig lebensbedrohlichen Umständen, nicht zuletzt die letzten Tage des Krieges vor nunmehr 50 Jahren bildeten in verschiedenen Gesellschaften einen ganz selbstverständlichen Anlass für die Erinnerung an die „deutsche Geschichte“ zwischen 1933 und 1945, an deren Vorgeschichte(n) und Folgegeschichte(n). Damals erlebtes und teilweise bis in die Gegenwart hineinwirkendes Leid bietet uns Heutigen nach wie vor Anlass für Rückschau und Reflexion. Die Bemühung, mit den Opfern zu denken, macht die Erinnerung der Taten, die Leid schufen, ebenso unausweichlich wie die Frage, in welcher Weise der Topos *historia magistra vitae* auch heute noch Bedeutung besitzt. Vielen Zeitgenossen gilt die Erinnerung an diese Vergangenheit als eine *conditio sine qua non* jedes verantwortungsvollen Umgangs mit der Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Nicht zuletzt

1 Der Beitrag entstand im Rahmen eines von der Österreichischen Nationalbank, der Stadt Köln und anderen Institutionen geförderten Forschungsprojektes. Das von Hans Werbig initiierte, am Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg angesiedelte Projekt befasst sich in sozialpsychologischer und biographietheoretischer Perspektive mit lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Zeitzeugen des Nationalsozialismus. Verfasst wurde der Aufsatz am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld im Kontext eines von Jörn Rüsen koordinierten Projektes über „Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich“.

das Datum 1945 ist ein bedeutungsvoller Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses unterschiedlichster sozialer (Teil-)Systeme, und als solcher vermag es die Diskurse über die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands (zumindest eine gewisse, nicht bestimmbare Zeit lang) in periodischen Abständen anzustoßen und zu strukturieren.²

Stehen in solchen Diskursen kollektive Vergangenheiten zur Debatte, können die Komemorationen und die Reflexionen, die zur Kokonstruktion, vielleicht zur Transformation symbolisch vermittelter Vergangenheiten führen, zu einer intersubjektiven Einigung der Beteiligten, also zu einer konsensuellen Konstruktion vergangener Wirklichkeit führen. Ebenso wie im Konsens kann das Resultat kollektiver Geschichtsbildungen in einem – wie ich in Anlehnung an Assmann und Assmann (1990) sowie Stierlin (1971) sagen möchte – gegenseitigen Arrangement bestehen, was heißt, dass die Beteiligten zwar unüberbrückbare Differenzen zwischen ihren jeweiligen Vergangenheitskonstruktionen ausmachen, sich in Akten der komplexen Versöhnung aber dennoch anerkennen, tolerieren und dadurch Gemeinsamkeit schaffen – ohne die trennenden Unterschiede zu ignorieren oder zu nivellieren. Schließlich bleibt die Möglichkeit, dass der Diskurs über Geschichte, wie man mit Lyotard (1987) sagen kann, einen Widerstreit offenbart. Die im Widerstreit befindlichen Parteien mögen zwar noch in ihrer Heterogenität aufeinander bezogen sein, sie stehen einander jedoch zunächst einmal ohne Aussicht auf Konsens oder komplexe Versöhnung gegenüber und verharren somit in hermetisch voneinander abgeriegelten Welten. Der öffentliche Gegenwartsdiskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit und ihre Folgen bietet Beispiele für alle diese möglichen Ausgänge der Kokonstruktion geschichtlicher Wirklichkeit(en). Und er zeigt, wie die kollektive Verständigung über Geschichte von gewissen symbolischen Anlässen, Geschichten zu erzählen, ihren Ausgang nehmen kann. Die Jahreszahl 1945 ist solch ein Symbol und Erzählanlass. Der Abstand genau eines halben Jahrhunderts verlieh dem Datum 1945 insbesondere im vergangenen Jahr den Status einer narrativen Abbraviatur mit einem hohen Aufforderungscharakter für die Rezipienten.

Wie narrative Abbraviaturen generell gehören das Datum 1945 oder andere Kürzel mit ähnlicher Funktion zur Gruppe jener Sinngebilde, welche „Geschichten indizieren, ohne selber Geschichten zu sein“, zu jenen sprachlichen Zeichen, welche „Geschichten enthalten, auf die sie anspielen, die sie symbolisieren oder in anderer Weise darstellen“ (Rüsen et al. 1991: 230). Sicherlich, Jahreszahlen sind zunächst einmal abstrakte, durch chronometrische Systeme und Operationen mögliche Markierungen zweier Zeiträume von bestimmter Dauer. Sie stehen in der hier eingenommenen Perspektive vor allem aber als Kürzel für kollektive Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck 1985), schließlich für eine Vielzahl noch unbestimmter Erinnerungen und anderer (sprachlicher) Konstruktionen, die vielfach die Form von Geschichten annehmen.

Nach der hier vertretenen Auffassung kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass in jedem Falle auch klar ist, welche Geschichte(n) eine narrative Abbraviatur denn „enthält“, welche Geschichten also durch den Gebrauch einer speziellen Abbraviatur „als schon erzählte aufgerufen und kommunikativ verwendet werden“ (Rüsen et al. 1991: 231). Die Sinn- und Bedeutungsgehalte, die narrative Abbraviaturen für be-

2 Die Rede vom kollektiven Gedächtnis ist ebenso metaphorisch wie diejenige von komemorativen Erinnerungen. Vgl. hierzu die im Folgenden vorausgesetzten Überlegungen zu einer Theorie des kollektiven Gedächtnisses und der kollektiven Erinnerung bei Straub (1992, 1993).

Wald als „Lebensstichwort“

Zur biographischen Bedeutung der Landschaft
des Naturerlebnisses und des Naturbewusstseins

Albrecht Lehmann

[BIOS 9 (1996), Heft 2, 143-154]

I. Landschaft und Lebensgeschichte

Die lebensgeschichtliche Bedeutung der Landschaft in ihrer Konstanz und in ihrem Wandel hat die Biographieforschung noch nicht berücksichtigt. Das ist bemerkenswert, da doch jeder, der sich mit biographischen oder autobiographischen Texten befasst, darin auf einen reichen Bestand von Naturerinnerungen trifft, auf Erinnerungen an Heimat- und Urlaubslandschaften, auf Landschaftstopoi und -stereotype. Außerdem finden sich in den Texten regelmäßig bilanzierende Aussagen vom Typ „Kindheit in einem Dorf des bayerischen Waldes“, „Jugend an der Kieler Förde“ etc. Vermutlich besteht in unserer Gesellschaft eine übersubjektiv geltende Vorstellung darüber, wie solche Wahrnehmungs- und Erinnerungsmuster und Topoi zu gebrauchen und zu verstehen sind. Aussagen dieser Tendenz und Qualität reichen jedenfalls im alltäglichen Erzählen fürs erste als ein Hintergrund für biographisch relevante Informationen aus.

Im Folgenden soll es indes weniger um die kommunikative Funktion solcher Erinnerungsbilder und -muster gehen als um ihre Bedeutung bei der Orientierung in der eigenen Lebensgeschichte. Natürliche oder künstliche Landschaften, also Stadt- oder Dorfensembles, einzelne Straßen, Plätze, Alleen, Gebirgszüge, Flussläufe und Wälder prägen sich dem Gedächtnis ein und bilden einen Orientierungsrahmen für lebensgeschichtliche Reflexionen von Individuen und in Gruppen. Offensichtlich beeindruckt uns in der Wahrnehmung und dann später in der Erinnerung sowohl räumliche Spezifika (Lehmann 1983: 178) wie die darauf bezogene „Stimmung“ eines als „Landschaft“ wahrgenommenen „natürlichen“ oder künstlich geschaffenen Raumes (Simmel 1957: 149). Schließlich binden sich einzelne lebensgeschichtliche Abschnitte und einzelne Ereignisse in der Selbstreflexion an bestimmte erinnerte Erlebnisräume. Wer eine wichtige Situation seines Lebens im Gedächtnis rekapituliert, rekonstruiert dabei immer neben anderen Eindrücken (etwa Personen und Tätigkeiten) relevante Elemente des Ortes, an denen sich das Ereignis einmal abspielte. Auch unsere Erinnerungen „finden in Landschaften statt“.

Diese lebensgeschichtliche Dimension der Landschaft ist in der belletristischen Literatur schon früh bemerkt worden. – „Die einzelnen Straßen und Häuser, die Anton täglich wiedersah, waren das Bleibende in seinen Vorstellungen, woran sich das immer Abwechselnde in seinem Leben anschloß, wodurch es Zusammenhang und Wahrheit

erhielt, wodurch er das Wachen von Träumen unterschied“, schreibt 1785 der Vorläufer einer Biographieforschung Karl Philipp Moritz (Moritz 1972: 91)¹ in seinem psychologischen Roman *Anton Reiser*. Ähnliche lebensgeschichtlich relevante Reflexionen über die Bedeutung der „Hauptlinien“ von „Städtebildern“ teilt Fontane in seinen Erinnerungen am Beispiel Berlins der 1840er Jahre mit (Fontane 1973: 353). In klassischer Weise hat Maurice Halbwachs die bewusstseinsprägende Wirkung des Raumes für das Individuum und für das Milieu den Kultur- und Sozialwissenschaften präsentiert. Der „Normalfall“ in der Geschichte ist es nach Halbwachs, dass „die Gruppe“ sich weiterentwickle, während das „äußere Stadtbild“ (Halbwachs 1967: 133) konstant bleibe. Halbwachs geht bei der Formulierung seiner These sehr weit, wenn er der bewusstseinsprägenden Bedeutung von Konstanz und Veränderungen der räumlichen Umwelt einen zentralen Wert für das individuelle und kollektive Bewusstsein beimisst. Das Verschwinden einer bestimmten Straße oder eines Gebäudes habe für „die Mehrzahl“ der Bevölkerung einer Stadt tiefer gehende Auswirkungen als etwa schwerwiegende nationale, religiöse oder politische Ereignisse.

Seit der Industrialisierung, verstärkt seit den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, dem Wiederaufbau und den Entwicklungen der Jahre danach hat sich das traditionell gegebene Verhältnis der Menschen zur städtischen und auch zur „natürlichen“ Landschaft an vielen Stellen der Welt verkehrt. Inzwischen werden viele Stadtbezirke und -silhouetten sowie Teile der nichtbebauten Landschaft permanent umgestaltet, vor allem durch Maßnahmen des Wohnungs- und Straßenbaus sowie der Tourismusförderung. Oft fällt es nach solchen Baumaßnahmen dem Einzelnen nach einer Abwesenheit von ein paar Jahren schwer, sich in einem ihm früher wohlvertrauten Gebiet zurechtzufinden. Die Auswirkungen dieses Wandels des Verhältnisses der Menschen zu ihrer räumlichen Umwelt betreffen ein zentrales Thema unserer Kultur. Jedenfalls ist es an der Zeit, Reflexionen wie die von Maurice Halbwachs über die Bedeutung des Raumes für das Gedächtnis und die Kultur systematisch mit Mitteln empirischer Forschung zu untersuchen.

Wie ich andeutete, ist das Thema „Landschaft und Lebensgeschichte“ in der Biographieforschung der Kultur- und Sozialwissenschaften bisher nicht genügend erörtert worden (Lehmann 1983). Das gleiche gilt für die Oral History-Forschung (Plato 1991a, 1991b). Diese versteht sich teilweise als ein Aspekt einer „Alltagsgeschichte“, vornehmlich aber als politische Erfahrungsgeschichte mit Schwerpunkten wie Frauenforschung, NS-Forschung und Geschichte der Nachkriegszeit. Als Primärmaterialien dienen überwiegend persönliche Dokumente, die historische Erinnerungen von der Gegenwart her reflektieren. Zweifellos könnte eine Bewusstseins- und Erfahrungsgeschichte auch bei diesen Fragestellungen und Themen davon profitieren, wenn sie die Wirkung der räumlichen Umwelt und der Landschaft auf die Lebensgeschichte in ihre Analysen einbezieht. Schließlich wirken auf das biographische Bewusstsein nicht allein die Veränderungen der politischen und sozialen Umwelt ein, sondern auch die räumlichen Gegebenheiten, in denen die Ereignisse sich abgespielt haben. Dabei können räumliche Gegebenheiten durchaus im Handeln und in der Erinnerung ihre politische Dimension haben, nicht allein im Kontext von Kommunal- und Umweltpolitik, sondern auch in dem von Reiseerinnerungen und -wiederholungen. Dazu ein Beispiel: Viele der deutschen Flüchtlinge des Jahres 1945 kehrten auf einer „Erinnerungsreise“ fast ein

1 Vgl. sein *Magazin für Erfahrungsseelenkunde*, 10 Bde., 1783-1793.

Erinnern und Überleben

Wahrheit und Widerspruch im Zeugnis einer Holocaust-Überlebenden¹

Mark Roseman

[*BIOS 11 (1998), Heft 2, 263-279*]

I.

Gerade bei Erinnerungsberichten von Holocaust-Überlebenden ist man als Historiker kaum geneigt zu fragen, ob alles, was erzählt wird, eigentlich „stimmt“. Menschen gegenüber, die so viel gelitten haben, erscheint es als Zumutung, die Zuverlässigkeit ihrer Aussagen in Frage zu stellen. Zudem gehört es zum Wesen des Holocaust, dass der Bericht eines Überlebenden oft ganz alleine steht: Freunde und Verwandte wurden Opfer des Holocaust; Familienbriefe und andere schriftliche Quellen existieren nicht mehr. In solchen Fällen ist es unmöglich, die Aussagen mit anderen Quellen zu vergleichen.

Ausgangspunkt für diesen Aufsatz ist aber ein inzwischen kurz vor dem Abschluss stehendes Forschungsprojekt, in dem der Verfasser geradezu gezwungen wurde, sich mit Fragen der Zuverlässigkeit zu beschäftigen. Es handelt sich um die Biographie einer in Deutschland geborenen Holocaust-Überlebenden, Marianne Ellenbogen, geb. Strauß. Auf Marianne Ellenbogen aufmerksam gemacht wurde ich durch einen kurzen, von ihr selbst verfassten Bericht (Ellenbogen 1984: 135 ff.).² Bei den weiteren Forschungen stieß ich dann auf eine unerwartete Fülle von schriftlichen und mündlichen Quellen, die im Hinblick auf zentrale Episoden in Mariannes Leben sehr aussagekräftig waren. Durch den Vergleich dieser Quellen mit den von mir geführten Interviews mit Marianne wurden mehrere zunächst irritierende Diskrepanzen aufgedeckt. Fast wie in einem Kriminalroman tauchten verborgene Tagebücher, unvermutete Gestapoberichte oder seit dem Krieg aus den Augen verlorene Bekannte auf, die nun ebenfalls befragt werden konnten, sodass vergangene Episoden im Lichte dieser neuen Quellen immer wieder neu interpretiert werden mussten.

Die so zu Tage getretenen Widersprüche und Unstimmigkeiten waren verschiedener Herkunft. In einigen Fällen waren eindeutig die schriftlichen Quellen unzuverlässig, sei es, weil sie (wie beispielsweise die Gestapoakten) mit Absicht die Wahrheit vertuschten oder weil (wie in manchen Briefen) dem Verfasser wichtige Informationen fehlten. In

1 Dies ist die überarbeitete und in das Deutsche übersetzte Fassung eines Vortrags, der im Juni 1998 in einer von Alexander von Plato geleiteten Sektion der 10. Internationalen Oral History-Konferenz in Rio de Janeiro gehalten wurde. Ich möchte der Nuffield Foundation und der Keele University für ihre großzügige finanzielle Unterstützung danken.

2 Mathilde Jamin vom Ruhrlandmuseum Essen habe ich die Entdeckung dieses Textes zu verdanken. Auf ihre Bitte habe ich Marianne Ellenbogen für die Ausstellung „Über Leben im Krieg“ interviewt.

anderen Fällen waren die Widersprüche gar nicht auf Fehlwahrnehmungen zurückzuführen, sondern spiegelten – jeweils wahrheitsgetreu – die unterschiedlichen Blickrichtungen der Beobachter wider. In diesem Aufsatz geht es vor allem um eine dritte Variante, nämlich um Widersprüche, bei denen aus anderen Berichten deutlich wurde, dass sich Mariannes Erinnerungen mit der Zeit verändert hatten und nicht mehr mit dem tatsächlichen Verlauf der Ereignisse übereinstimmten.³

Bei dem Versuch, diese Widersprüche zu deuten, musste ich feststellen, dass die Literatur über Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses kaum in den Blick nimmt. Im Gegenteil. Die Frage, ob Erzählungen von Überlebenden „stimmen“, wird vielfach ausdrücklich für unangemessen erklärt. Das kommt sehr klar und explizit beispielsweise bei Lawrence Langer zum Ausdruck, einem der beeindruckendsten und am wenigsten präventösen Forscher auf diesem Gebiet. Langer schreibt:

One preliminary issue remains, and that is the reliability of the memory on which these testimonies must draw for the accuracy and intensity of their details. How credible can a reawakened memory be that tries to revive events so many decades after they occurred? I think the terminology itself is at fault here. There is no need to revive what has never died. Moreover, though slumbering memories may crave reawakening, nothing is clearer in these narratives than that Holocaust memory is an insomniac faculty, whose mental eyes have never slept. In addition, since testimonies are human documents rather than merely historical ones, the troubled interaction between past and present achieves a gravity that surpasses the concern with accuracy. Factual errors do occur from time to time, as do simple lapses; but they seem trivial in comparison to the complex layers of memory that give birth to the versions of the self that we shall be studying in this volume (Langer 1991)⁴.

Nach Langer sind die traumatischen Erlebnisse der Verfolgung so fest in das Gedächtnis eingegraben, dass sie immer präsent sind. Dies ist kaum zu bestreiten. Dennoch vertrete ich die Auffassung, dass die furchtbare Intensität traumatischer Erlebnisse deren nachträgliche Veränderung im Gedächtnis nicht ausschließt, ja sie manchmal sogar ausdrücklich hervorruft. Deshalb muss es nicht verletzend oder unangemessen sein, sich für Ungenauigkeiten und Veränderungen des Erlebten in der Erinnerung zu interessieren. Vielmehr wird manchmal erst durch die Untersuchung solcher Diskrepanzen – so wird hier argumentiert – die bleibende Belastung traumatischer Erlebnisse wirklich sichtbar.

II.

Zunächst soll jedoch Marianne Ellenbogen kurz vorgestellt werden. Marianne ist 1923 als Kind einer wohlhabenden jüdischen Familie in Deutschland zur Welt gekommen.

3 Hier wird nicht die naive positivistische Auffassung vertreten, es gäbe nur eine wahre Darstellung der Vergangenheit. Vielmehr geht es hier um Fälle, in denen Mariannes Erinnerung nicht mit ihrer früheren Wahrnehmung im Einklang steht bzw. in denen sie die Vergangenheit auf eine Weise darstellt, die sie zur damaligen Zeit als falsch oder irrtümlich erkannt hätte.

4 Siehe auch Bettelheim (1986); Caruth (1995); Hartman (1994); Jacobson (1994).

Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung¹

Almut Leh

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 64-76*]

Bei meinen Überlegungen zu forschungsethischen Problemen der Zeitzeugenforschung hat sich mir sehr frühzeitig die Frage aufgedrängt: Wäre ich eigentlich bereit, ein lebensgeschichtliches Interview zu geben? Sicher, meine Lebensgeschichte ist noch relativ kurz – zumeist werden Personen befragt, die wesentlich älter sind und vielleicht schon deshalb mehr zu erzählen haben –, aber vielleicht wäre ich ja für eine bildungsbiographische Untersuchung über „Opfer der reformierten gymnasialen Oberstufe“ interessant oder für eine soziologische Studie über Pastorentöchter, die oft, aber eben nicht immer, zu politischen Extremen neigen. Wie auch immer – wie würde ich reagieren?

Meine spontane Antwort wäre wahrscheinlich Nein – schließlich weiß man ja, was einen da erwartet. Wahrscheinlich würde ich dann aber doch noch einmal in mich gehen, weil mir meine Absage unfair erschiene; unfair, weil ich selbst in meiner Arbeit darauf angewiesen bin, dass andere einem solchen Ansinnen zustimmen. Warum tun sie dies?

Die Interviewerhebung

Welche Motive können eine Rolle spielen, wenn jemand bereit ist, ein lebensgeschichtliches Interview zu geben? Welches Interesse kann jemand haben, ein oder auch zwei Nachmittage und sehr viel Erinnerungsarbeit einzusetzen?

- Er oder sie kann dem Forscher als Person helfen wollen oder
- eine Beziehung zum Interviewer erhoffen – besonders wenn es sich bei dem Befragten um einen einsamen Menschen handelt.
- Er kann sich geehrt fühlen dadurch, dass er um einen Beitrag zur Wissenschaft gebeten wird.
- Er kann mit seinem Interview einer Sache dienen wollen, einer politischen oder sozialen Gruppe.
- Er kann ein soziales, politisches oder religiöses Interesse haben, seine Erfahrungen und Weltauffassung weiterzugeben oder
- seine Lebenserfahrung an eine jüngere Generation weitergeben wollen.

1 Beitrag zur Konferenz „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind der historischen Zukunft“, durchgeführt vom Psychologischen Institut der Universität Hannover und dem Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen im Januar 2000 in Lüdenscheid.

- Er kann sich aber auch Einsichten in seine eigenen Handlungsmuster oder seine Lebenssituation versprechen und
- sich über die Gelegenheit freuen, die eigene Lebensgeschichte einem zugewandten Menschen erzählen zu können – sei es im Sinne eigenen Bilanzziehens oder der Weitergabe von Lebenserfahrung (vgl. Fuchs 1982: 44 ff.; Fuchs-Heinritz 2000).

Welche Motive und Interessen vorherrschen, wird nicht zuletzt von der jeweiligen Lebenssituation und Lebensauffassung des Einzelnen abhängen. Wie auch immer – alle diese Interessen sind legitim, und es ist Aufgabe des Forschers für Klarheit zu sorgen und Regelungen zu finden, wo diese Interessen mit seinen eigenen kollidieren. So wird er sich kaum in der Lage sehen, den Wunsch nach einer längerfristigen sozialen Beziehung einzulösen, und auch an einem allgemeinen Austausch von Lebenserfahrung wird er kein Interesse haben. Er sollte vielmehr seinerseits deutlich machen, wie seine Motive aussehen und dabei berücksichtigen, dass die Gesprächsbereitschaft des Interviewpartners in jedem Falle auch ein Entgegenkommen ihm gegenüber ist. Gehen wir also davon aus, es kommt zum Interview. Was geschieht dann unter forschungsethischen Gesichtspunkten?

Gute Handreichungen zur Führung eines Oral History-Interviews laufen darauf hinaus, den Interviewpartner dazu zu bringen, möglichst viel zu erzählen, vor allem auch Dinge, die er so ohne weiteres nicht erzählen würde. Eine Fülle von Maßnahmen soll genau dies unterstützen:

- Der Interviewer soll um Vertrauen werben – von der ersten Kontaktaufnahme über das wohlwollende, interessierte Zuhören bis zur Zusicherung eines angemessenen Umgangs mit den Informationen.
- Unter dem Stichwort „Dem Interviewpartner Sicherheit geben“ wird auf die Bedeutung einer vertrauten Atmosphäre hingewiesen. Der Interviewpartner soll nicht durch eine fremde Umgebung verunsichert werden, sondern möglichst Heimrecht bekommen. Tatsächlich bedeutet die Wahl des Interviewortes aber auch ein Eindringen in die Privatsphäre des Interviewpartners. Sie dient eben auch dazu, weitere auswertbare Informationen zu gewinnen: von der Art der Einrichtung über Lebensgewohnheiten und Freizeitverhalten bis hin zum Umgang mit dem Lebenspartner.
- Ferner soll dem Befragten jede Unsicherheit über die von ihm möglicherweise befürchtete Bedeutungslosigkeit seiner Biographie genommen werden: Er ist „Experte“ seiner Lebensgeschichte; er ist Zeitzeuge. Dass dieser Status nicht beinhaltet, seine Äußerungen für bare Münze zu nehmen, dass er ein „Feind der historischen Zunft“ sein könnte, wird ihm wohlweislich verschwiegen.
- Überhaupt wird empfohlen, den Interviewpartner nicht zu genau über die Fragestellung der Untersuchung informieren, um ihn nicht auf bestimmte Erzählbereiche festzulegen. Möglichst umfassend soll er berichten und nicht vorschnell selektieren. Wenn Erläuterungen gewünscht werden, sollte man diese auf später verschieben, um die „offene Phase“ nicht zu beeinflussen.

Gerade das „offene Interviewverfahren“ ist für den Zeitzeugen nicht ohne Tücken. Sicher ist es sinnvoll, dem Interviewpartner seine Relevanzkriterien zu belassen, ihn nicht vorschnell in ein möglicherweise völlig unpassendes Frageraster einzuzwängen. Also sollte der Interviewer möglichst wenig in den Gesprächsverlauf eingreifen, bestenfalls

Zeitzeugen und die historische Zunft

Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss¹

Alexander von Plato

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 5-28*]

Einstieg: Eine einfache Geschichte

Vor 20 Jahren interviewte ich Herrn Cronenberg. Er war Jahrgang 1900, Arbeiterkind, wurde noch 1918 zur Marine eingezogen, beschrieb sich als Teilnehmer der Räterevolution in Wilhelmshaven, des Kapp-Putsches, als Kommunist der Weimarer Republik, als Widerständler im Dritten Reich. Als „authentischer Zeuge der Novemberrevolution“ wurde er mir in einer Schule vorgestellt, wo er gerade den höheren Klassen die Novemberrevolution am Ende des Ersten Weltkrieges nahebrachte. Er war in den 70er Jahren ein beliebter Zeitzeuge zunächst im Westen geworden, wo er noch in den 60er Jahren um seine Anerkennung als Widerstandskämpfer gebangt hatte, dann auch im Osten, denn auch in der DDR war er als Zeitzeuge der Novemberrevolution und des Widerstandes angesehen.

Ich brauchte zwei Interviews, um herauszufinden, dass es äußerst fragwürdig ist, ob er als Augenzeuge die Novemberrevolution erlebt hatte und ob er aktiver Widerstandskämpfer gewesen war. Ich verfolgte die Spuren seiner realen und seiner vorgegebenen Geschichte. Als Biographieforscher fand ich beides interessant und historiographisch interpretationswürdig, musste auch herausfinden, ob er in seiner Geschichte die „Unwahrheit“ sagte, und mich fragen, warum er seine Geschichte anders erzählte, als sie mir in anderen Quellen, auch in seinen eigenen Briefen, entgegenschlug. Aber als Zulieferant von Gedenkstätten war ich hin- und hergerissen: Kam es letztlich für eine Führung in Museen oder für Lehrer darauf an, ob Herr Cronenberg selbst erlebt hatte, was er erzählte? War es für Pädagogen nicht wichtiger, ob er „Qualifikationen als professioneller Zeitzeuge“ besaß und in Schulen, Gedenkstätten und Traditionskabinetten mit der Aura des Authentischen, emotionale Anteilnahme erheischend und lebendig das in 20 Minuten darstellen konnte, was den Schülerinnen und Schülern in einer Schulstunde oder Besucherinnen und Besuchern in einer Führung vermittelt werden sollte?

1 Dieser Aufsatz gründet auf einem Vortrag, der als Problemaufriss für die Konferenz „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind der historischen Zunft?“ gehalten wurde. Die Konferenz wurde vom Psychologischen Institut der Universität Hannover und dem Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen im Januar 2000 in Lüdenscheid durchgeführt.

Herrn Cronenbergs Geschichte enthält viele Elemente, die auf das Thema „Zeitzeugen als natürliche Feinde der historischen Zunft“² führen. Auf den ersten Blick scheint es nur um die Frage der Glaubwürdigkeit zu gehen, sogar um eine Glaubwürdigkeit von Zeitzeugen, die sich unterschiedlich zu stellen scheint für die Wissenschaft und für Gedenkstätten oder Schulen. Aber schon die Probleme, die so einfach in Gestalt von Herrn Cronenberg daherkommen, zeigen eine tiefere Komplexität:

Seine erzählten Geschichten, ob erfunden oder nicht, sagen etwas über ihn, das Umfeld der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts und vor allem über die Erwartungen an ihn aus. Sie verlangen nach historischer Interpretation – und dies durch Wissenschaftler, die selbst eingebunden sind in Zeitgenossenschaften, Generationen, politisch-weltanschauliche Orientierungen usw.³

Mehr noch: Herr Cronenberg ist inzwischen gestorben, und auch die Museen zum Kapp-Putsch und das gesamte Umfeld der 70er und 80er Jahre existieren heute nicht mehr, zum Beispiel an Schulen und Universitäten, in denen er gern und routiniert aufgetreten war – im Westen nicht, aber vor allem nicht im Osten Deutschlands, wo nach 1989 mit der DDR auch nahezu alle einschlägigen Traditionskabinette eingegangen sind.

Deutschland ist ein Paradebeispiel dafür, dass es bei den Cronenbergs nicht nur um die Frage der Glaubwürdigkeit geht. Es geht vielmehr um die Bedeutung subjektiver Erinnerungen und subjektiver Quellen überhaupt, um biographische Selbstkonstruktionen in einer sich mit vergangenen Perspektiven schwertuenden Gegenwart, um die Bedeutung früherer Erfahrungen aus einem vergangenen Umfeld für ein neues, um die gesellschaftlichen und intergenerationellen Auseinandersetzungen um Vergangenheit, um Bewertungen oder sogar um die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart. Hätte ich statt Herrn Cronenberg einen Auschwitz-Überlebenden gewählt, wären sofort andere Sympathien und Identifikationen, Vorsichten und Hemmungen des Umgangs mit der Glaubwürdigkeit problematischer Erinnerungen aufgetaucht; hätte ich einen Zwangsarbeiter gewählt, wäre die Gegenwart der Debatten um deren Entschädigung wirksam geworden; hätte ich einen Vertriebenen und dessen alte Trachten genommen, wären politische Zuordnungen anderer Art in die Interpretation eingeflossen. Welcher Zeithistoriker oder welche Zeithistorikerin würde bestreiten, dass diese Wirksamkeiten oder „politischen Korrektheiten“ nicht auch ihn oder sie in der Wahl des Themas, in den Absicherungen der Thesen oder in der gesamten Interpretation gefangen nehmen würden. Zu oft ist (Zeit-)Geschichte im letzten Jahrhundert neu- oder umgeschrieben worden.

Was bedeutet dies für die historischen Wissenschaften und für die Gedenkstättenarbeit? Und wie beeinflussen sich historisch eingebundene Wissenschaft, Zeitzeugenschaften, Publikumsumfeld, pädagogische Zwecke und mediale Präsentation gegenseitig? Bei dem Versuch, diese Fragen zu beantworten, werde ich im Folgenden nicht nur grundsätzliche Fragen nach den subjektiven Quellen und Fragen des individuellen und kollektiven Gedächtnisses berühren, sondern auch das Verhältnis von Erinnerung und Wirklichkeitsbezug in Interviews sowie Interviewtechniken.

2 So der Titel der Veranstaltung, allerdings mit Fragezeichen.

3 Auch ich hörte Herrn Cronenberg damals mit großem, sympathisierendem und zunächst unkritischem Interesse zu.

Das Interview als Artefakt

Zur Kritik der Zeitzeugenforschung

Harald Welzer

[*BIOS 13 (2000), Heft 1, 51-63*]

„Sie erzählen lauter Erfindungen!“

„Ich erlebe lauter Erfindungen.“

Max Frisch: Mein Name sei Gantenbein

Ich möchte im Folgenden anhand einiger grundsätzlicher Überlegungen aus gedächtnispsychologischer, interaktionstheoretischer und erzähltheoretischer Perspektive darlegen, dass Erinnerungen an Erlebnisse und Geschehnisse, die in Interviews erzählt werden, eines ganz sicher nicht sind: Erlebnisse und Geschehnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen und erlebt worden sind. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget liefert für diese Behauptung einen prägnanten autobiographischen Beleg, wenn er schreibt:

Eine meiner ältesten Erinnerungen würde, wenn sie wahr wäre, in mein 2. Lebensjahr hineinreichen. Ich sehe noch jetzt mit größter visueller Genauigkeit folgende Szene, an die ich noch bis zu meinem 15. Lebensjahr geglaubt habe: Ich saß in meinem Kinderwagen, der von einer Amme auf den Champs-Élysées (nahe beim Grand Palais) geschoben wurde, als ein Kerl mich entführen wollte. Der gestraffte Lederriemen über meiner Hüfte hielt mich zurück, während sich die Amme dem Mann mutig widersetzte (dabei erhielt sie einige Kratzwunden im Gesicht, deren Spuren ich noch heute vage sehen kann). Es gab einen Auflauf, ein Polizist mit kleiner Pelérine und weißem Stab kam heran, worauf der Kerl die Flucht ergriff. Ich sehe heute noch die ganze Szene, wie sie sich in der Nähe der Metro-Station abspielte.

Doch als ich 15 Jahre alt war, erhielten meine Eltern einen Brief jener Amme, in dem sie ihren Eintritt in die Heilsarmee mitteilte und ihren Wunsch ausdrückte, ihre früheren Verfehlungen zu bekennen, besonders aber die Uhr zurückzugeben, die sie als Belohnung für diese – einschließlich der sich selbst zugefügten Kratzspuren – völlig erfundene Geschichte bekommen hatte. Ich mußte also als Kind diese Geschichte gehört haben, an die meine Eltern glaubten. In der Form einer visuellen Erinnerung habe ich sie in die Vergangenheit projiziert. So ist die Geschichte also eine Erinnerung an eine Erinnerung, allerdings

an eine falsche. Viele echte Erinnerungen sind zweifellos von derselben Art (Piaget 1969: 240 f.).

Drei Aspekte sind an dieser Erinnerungserzählung Piagets für unseren Zusammenhang interessant. Erstens weist er auf die soziale Quelle seiner Erinnerung hin: Er hat von dem, was ihm widerfahren ist, gehört und sich dann die Geschichte zu eigen, zu einem Teil seiner Biographie gemacht. Als eigene Erinnerung gewinnt die Geschichte zweitens die Gestalt einer visuell repräsentierten, detailgetreu abrufbaren Szene aus der Vergangenheit. Als vermittelte Erinnerung ist das, woran Piaget sich selbst zu erinnern meint, drittens eine Erinnerung an eine Erinnerung, also nichts originär Erlebtes, nichts Authentisches, sie beinhaltet keinen Kern historischer Wirklichkeit.

Piagets Erinnerung bezieht sich auf ein fiktives Geschehnis; bemerkenswert ist aber seine Einschätzung, auch die „echten Erinnerungen“ seien von dieser Art. Man kann diese überraschende Einschätzung mit Ergebnissen der neueren Gedächtnisforschung recht gut belegen, denn auch hier ist man längst von der Vorstellung abgekehrt, Erlebnisse und Ereignisse würden im Gehirn wie in einem Computer gespeichert und abgerufen. Wie die falsche Erinnerung Piagets schon nahelegt, sollte man eher davon ausgehen, dass das Gedächtnis ein konstruktives System ist, das Realität nicht einfach abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert. Das Gedächtnis als *constructive memory framework* (Schacter et al. 1998) operiert mit unterschiedlichen Systemen des Einspeicherns, Aufbewahrens und Abrufens, die ihrerseits wieder auf unterschiedliche Subsysteme des Gedächtnisses zugreifen. Mentale Repräsentationen von Erfahrungen, Erinnerungen also, werden mithin als multimodale Muster der unterschiedlichen Aspekte und Facetten der jeweiligen Erfahrungssituation verstanden.

Die Erinnerungsspuren oder Engramme, die die Erfahrungen im Gehirn repräsentieren, sind nun nicht – wie man lange Zeit annahm – an bestimmten Stellen des Gehirns zu finden, sondern als Muster neuronaler Verbindungen über verschiedene Bereiche des Gehirns verteilt. Sich zu erinnern bedeutet, ein Muster zu bilden (*pattern completion*), und bei diesem komplexen Vorgang werden die Bestandteile des Erinnerung, zum Beispiel also ihre zeitlichen, situativen, emotionalen Merkmale, in dieser oder jener Weise neu figuriert. Schon intuitiv leuchtet ein, dass dieser Prozess der Muster-Vervollständigung so vielfältigen gedächtnisinternen und -externen Einflüssen unterliegt, dass von einer exakten Erinnerung an eine Situation und an ein Geschehen nur im seltenen Grenzfall auszugehen ist. Im Regelfall leistet das Gehirn eine komplexe und eben konstruktive Arbeit, die die Erinnerung, sagen wir: anwendungsbezogen gestaltet.

Damit sind wir schon bei den sozialen Situationen, in denen Erinnerungen aufgerufen und kommuniziert werden. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass es Kommunikation unabhängig von einem Adressaten nicht gibt. Aus der Experimentalpsychologie sind zahlreiche Untersuchungen bekannt, die den Einfluss auch kleinster verbaler und nonverbaler Äußerungen und Reaktionen des Zuhörers auf das Verhalten des Erzählers belegen (vgl. zusammenfassend Tausch 1968: 33 f.). Theoretisch lassen sich diese Befunde aus der Sicht einer interaktionistischen Sozialpsychologie mit zwei ganz grundsätzlichen Annahmen begründen: Erstens, dass man nicht nicht kommunizieren kann (Watzlawick et al. 1972: 50 f.), und zweitens, dass man so spricht, wie man erwartet, dass der andere erwartet, dass man sprechen wird. Das bedeutet, dass die anti-

Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der Biographie- und Lebenslaufforschung¹

Udo Kelle

[*BIOS 14 (2001), Heft 2, 60-88*]

Einleitung

Zurzeit mehren sich die Anzeichen dafür, dass die empirische Soziologie des Lebenslaufs eine seit langem festgefahrene methodologische Debatte zwischen Vertretern qualitativer und quantitativer Verfahren erneut in Bewegung bringen könnte. Zwar hatten sich in den 1980er Jahren quantitative „Lebenslauf“- bzw. „Lebensverlaufs“-Forschung auf der einen Seite und qualitative „Biographie“-Forschung auf der anderen Seite in Form getrennter akademischer Diskussionskreise und Publikationsorgane etabliert. Die Soziologie des Lebenslaufs reflektierte damit den seit langem andauernden Lagerstreit über die in den Sozialwissenschaften angemesseneren Verfahren der Datenerhebung und Datenauswertung. Am Ende dieser Debatte, die zur Bildung voneinander abgegrenzter *communities* geführt hatte, zwischen denen ein ernsthafter Austausch von Argumenten oft gar nicht mehr stattfand, stand für viele ihrer (quantitativ und qualitativ orientierten) Teilnehmer die Überzeugung, dass qualitative und quantitative Methoden letztendlich auf unvereinbaren erkenntnistheoretischen und methodologischen Grundpositionen beruhen (vgl. etwa Schnell/Hill/Esser 1999; Lamnek 1995; Lincoln/Guba 2000; Smith 1983; Blaikie 1991).

In den letzten zehn Jahren haben jedoch eine ganze Reihe von Forschungsprojekten aus dem Kontext der empirischen Lebenslaufsoziologie diese scheinbar unüberwindlichen Gräben überbrückt, indem sie qualitative und quantitative Methoden in ein Forschungsdesign integriert haben und auf dieser Grundlage weiterführende, die Theorieentwicklung stimulierende Forschungsergebnisse erzielt haben (vgl. hierzu die Arbeiten aus dem Bremer Sonderforschungsbereich 186, etwa Kluge/Kelle 2001; Heinz 2000; Heinz/Kelle/Witzel/Zinn 1998; Erzberger 1998; Erzberger/Prein 1997; Kelle/Erzberger 1999, 2001; Schaepfer/Witzel 2001; Buhr/Hagen 2001; Wingens 1999). Während sich die Notwendigkeit zur Methodenintegration aus den jeweiligen Forschungsfragestellungen und theoretischen Überlegungen gut begründen lässt (vgl. Kelle/Kluge

1 Dieser Beitrag wäre nicht möglich gewesen ohne die erfolgreiche vierzehnjährige Arbeit des Bremer Sonderforschungsbereichs 186. Den Forschungsergebnissen seiner zahlreichen Einzelprojekte und den hierauf aufbauenden Diskussionen mit Walter Heinz, Susann Kluge, Christian Erzberger, Gerald Prein, Ansgar Weymann und vielen anderen Mitgliedern des Sfb verdanke ich wesentliche Anregungen für meine methodologischen Reflektionen.

2001), gerät man aber in Schwierigkeiten, wenn man auf Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Methodendebatte zurückgreifen möchte, um ein solches Vorgehen methodologisch zu begründen oder um die sich hierbei ergebenden methodischen Probleme zu bearbeiten. Denn unbeschadet der Tatsache, dass in der Praxis der empirischen Sozialforschung seit vielen Jahrzehnten qualitative und quantitative Verfahren oftmals gemeinsam in einem Untersuchungsdesign genutzt wurden,² ist die Methodendiskussion vor allem in Deutschland weiterhin von Lagerdenken beherrscht. Die methodische und methodologische Grundlagenliteratur vermittelt oftmals den Eindruck, als müsse sich jeder empirisch forschende Soziologe ein für alle Mal für ein „Paradigma“ entscheiden: So existiert hier zurzeit kein einziges Lehrbuch der empirischen Sozialforschung, welches qualitative und quantitative Methoden gleichgewichtig behandelt (wie etwa die amerikanische Monographie von Bernard 2000). Methodiker der empirischen Sozialforschung qualifizieren sich in der Regel nur auf einem der beiden Methodenstränge, und eine international in ersten Ansätzen existierende integrative Methodlehre (vgl. etwa Bryman 1988; Brannen 1992; Creswell 1994; Bernard 2000, Tashakkori/Teddlie 1998) wird im deutschen Sprachraum kaum wahrgenommen.

Im ersten Teil des Beitrags werde ich den Versuch unternehmen, die Notwendigkeit der Integration qualitativer und quantitativer Methoden für den Gegenstandsbereich der Biographie- und Lebenslaufforschung methodologisch zu begründen: Beide Traditionen haben mit jeweils spezifischen Methodenproblemen bei der empirischen Beschreibung und Erklärung von Lebensläufen bzw. Biographien zu kämpfen, können sich aber in ihren Stärken gegenseitig ergänzen. Eine wachsende Pluralität von Lebenslaufstrukturen in sich modernisierenden Gesellschaften wird in aktuellen theoretischen Ansätzen der Lebenslaufsoziologie zwar zunehmend reflektiert, indem die Bedeutung von Handlungsspielräumen und Handlungskreativität von Akteuren thematisiert wird. In diesen Debatten bleiben jedoch zumeist die hiermit verbundenen methodologischen Probleme ausgespart. Dabei erzeugt eine durch Handlungsspielräume erzeugte Pluralität und Kontingenz biographischer Muster Schwierigkeiten für beide methodischen Ansätze. Im zweiten und dritten Teil des Beitrags möchte ich zu zeigen versuchen, dass zumindest ein Teil dieser Schwierigkeiten überwunden werden kann, wenn qualitative und quantitative Methoden in gemeinsamen Untersuchungsdesigns integriert und ihre Ergebnisse systematisch aufeinander bezogen werden. Im dritten Teil des Aufsatzes werden hierzu illustrierend empirische Beispiele aus der Arbeit des Sonderforschungsbereichs 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf“ herangezogen. Eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Verfahren, so zeigen diese Beispiele, ist bei der Analyse von Lebensläufen und Biographien oft erforderlich, um sowohl Momente objektiver Sozialstruktur als auch die subjektiven Deutungsmuster und Interpretationsleistungen der Akteure in den Blick zu nehmen und auf dieser Grundlage Strukturen des Lebenslaufs angemessen soziologisch zu erklären und zu verstehen.

2 Man denke nur an die „Hawthorne Study“ (Roethlisberger/Dickson 1939), die die Entwicklung der Industriesoziologie stark beeinflusst hat oder an die „Marienthalstudie“, die wegweisend wurde für die gesamte soziologische Erforschung des Phänomens der Arbeitslosigkeit (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1982 [1933]).

Vom „statistischen Kleingemälde“ zur „Lebensgeschichte“

Die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie

Martin Schmeiser

[*BIOS 17 (2004), Heft 1, 69-94*]

Über die Entwicklung der Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der frühen deutschen Soziologie ist wenig bekannt. Die ausführliche *Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie* von Sigrid Paul (1979, 2 Bände) geht lediglich auf die Geschichte der Biographieforschung in den USA ein. Auch die Einführung in die Biographieforschung von Werner Fuchs-Heinritz kommt in dem entsprechenden Kapitel zur „Geschichte der biographischen Forschung“ nur beiläufig auf erste Ansätze zur biographischen Forschung in Deutschland zu sprechen (Fuchs-Heinritz 2000: 106 f.; vgl. analog Chanfrault-Duchet 1995). Nur die luzide Geschichte der empirischen Sozialforschung von Horst Kern geht ausführlicher auf die Anfänge der Biographieforschung ein, thematisiert aber lediglich die um 1900 herum von Paul Göhre angestoßene Veröffentlichung von Arbeitermemoiren (Kern 1982: 102 ff.). Und was die Entwicklung der ersten Ansätze der quantitativen Lebensverlaufsforschung angeht, so existieren darüber meines Wissens überhaupt noch keine gesonderten Darstellungen. Die nachfolgende Studie zeichnet die Geschichte der Biographie- und Lebensverlaufsforschung in Deutschland ab dem Ende des 19. Jahrhunderts bis 1933 nach. Die Darstellung wird zunächst in den Kontext der Entwicklung der empirischen Sozialforschung ab dem 19. Jahrhundert eingebettet, so werden Hindernisse sichtbarer, die der Verwendung autobiographischer Materialien zunächst entgegenstanden.

Die Darstellung beginnt mit einem kurzen Blick auf die Entwicklung in der Sozialforschung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und folgt dann den entscheidenden Stationen bis 1933. Im Resümee wird die Entwicklung von Biographie- und Lebensverlaufsforschung in der deutschen Soziologie im Kontext eines Ländervergleichs und des Vergleichs mit den Nachbardisziplinen diskutiert.

1. Unzuverlässige Zeugen? Die Enqueten des Vereins für Sozialpolitik als Arbeiterforschung ohne Arbeiter

So groß die Zahl autobiographischer und biographischer Dokumente seit der Antike auch war (vgl. Misch 1907/1 bis 1969/8), das Interesse an ihnen bezog sich in den zurückliegenden Jahrhunderten überwiegend auf herausragende und historisch bedeutsame Individuen. Und auch wenn Johann Gottfried Herder bereits Ende des 18. Jahr-

hundreds eine Programmatik der biographisch fundierten Humanwissenschaften vorlegte (vgl. Herder 1953: 357), findet man wesentliche Ansätze zur Einführung der biographischen Methode erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dabei erfolgte in der Soziologie die Hinwendung zu autobiographischen Materialien zögerlicher als in der Psychologie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Völkerkunde. Das mag zum einen damit zusammenhängen, dass die großen theoretischen Entwürfe eines Comte, Marx oder Durkheim ihre Hauptaufgabe zuallererst darin gesehen haben, die Gesellschaftlichkeit des Lebens und ihrer Individuen nachzuweisen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000: 83). Zum anderen ist jedoch auch die Entwicklung der empirischen Sozialforschung lange Zeit von einem Interesse an der großen Zahl beherrscht gewesen, sodass sich ein einzelfallorientierter Zugang im deutschsprachigen Raum erst über die besondere Tradition der jüngeren Schule der historischen Nationalökonomie entwickeln konnte.

Um 1850 herum war in Deutschland die „Moralstatistik“ eine Art Modewissenschaft. Sie wollte der kausalen Abhängigkeit des gesellschaftlichen Menschen von bestimmten allgemeinen Faktoren nachgehen. Bei dem Versuch, das Funktionsgefüge der Gesellschaft mit quantifizierenden Methoden transparent zu machen, knüpfte man an die Arbeiten Adolphe Quetelets und sein 1835 erschienenes Buch *Soziale Physik: Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen* an. Nicht individuelle Besonderheiten, die je spezifischen Ausprägungen der Lebensgeschichte und der Persönlichkeit eines Einzelmenschen waren für ihn von Interesse, sondern die Suche nach dem „mittleren Menschen“ einer bestimmten Gesellschaftsformation (vgl. Kern 1982: 37 ff.). Dieser mittlere Mensch ließ sich nur durch eine numerische Erörterung sozialer Tatsachen ermitteln. Die Regelmäßigkeiten einer Gesellschaft konnte man durch die Abstraktion von individuellen Besonderheiten erkennen, und man musste Beobachtungen an einer hinreichend großen Zahl von Fällen durchführen, um das Zufällige und Individuelle vom Allgemeinen und Sozialtypischen unterscheiden zu können.

Der Aufschwung der deutschen Verwaltungsstatistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand stark unter dem Einfluss von Quetelet. Seinen Ausdruck fand der Fortschritt der Verwaltungsstatistik in der Gründung von statistischen Büros (Preussen 1805; Westfalen 1809; Bayern 1813; Württemberg 1820). Sie wurden zu staatlichen Sammel- und Veröffentlichungsstellen für statistisches Material (Bonß 1982: 100). Die deutsche Nationalökonomie war gegenüber den hinter dem Gesetz der großen Zahl stehenden Quantifizierungsbestrebungen skeptisch eingestellt. Die jüngere historische Schule der Nationalökonomie um Gustav Schmoller und Lujo Brentano glaubte nicht daran, dass Gesetze „wie Brombeeren an der Hecke wachsen“ (Schmoller zitiert nach Goetz 1941: 206). Sie trat im älteren Methodenstreit des Vereins gegenüber dem Wiener Nationalökonom Carl Menger gegen das Programm einer „exakten“, „deduktiven“ und „abstrakten“ Nationalökonomie an und votierte stattdessen für ein historisches und induktives Vorgehen, das einzelne Phänomene in ihrem So-und-nicht-anders-Gewordensein zu untersuchen hatte (Lindenlaub 1967: 96 ff.).

Methodisch führte diese Position zu einem Alternativkonzept der empirischen Untersuchung, nämlich einer monographischen Orientierung. In ihrem Zentrum standen Fallstudien, wobei quantitativ-statistische und qualitativ-historische Vorgehensweisen kombiniert wurden. Die alternative Arbeitsweise der Monographie wurde umgesetzt in den Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik. 1873 gegründet, verfochten die Mitglieder die Idee eines bürgerlichen „Sozialstaats“. Nachdem gegenüber England in Deutschland die industrielle Revolution erheblich verzögert eingetreten war, ging es